Die Engel des Hauses.

Von

Paul Feval.

Aus dem Französischen übertragen

von

Ludwig Fort.

Erster Theil.

Grimma und Leipzig,
Druck und Verlag des Verlags=Comptoirs.
1851.

Die Engel des Hauses.

Erster Theil.



I.

Der gekrönte Hammel.

Im Jahre 1817 war der vornehmste Gasthof der Stadt Redon an Hafen gelegen und hatte ein Schild mit einem schwarzen Widder, dessen Kopf mit einer Glorie umgeben war.

Der „gekrönte Hammel“ war in Rennes, Vannes und selbst in Nantes wohlbekannt, als ein Haus, wo man gutes Unterkommen für Mann und Roß fand. Der Wirth hieß Géraud und war ehemals Koch auf einem großen Westindienfahrer gewesen.

Redon ist ein Städtchen von dreitausend Seelen und liegt auf der Grenze der Departements der unteren Loire und der Ille und Vilaine, an dem zuletzt genannten Flusse. Trotz seines römischen Namens enthält es nur wenig ansehnliche Gebäude und das sechs Fenster breite Haus des Herrn Géraud rivalisirte mit den wichtigsten Gebäuden der Stadt, denn es war eben

1*

so massiv aus Steinen erbaut, wie die Unterpräfectur und eben so groß als das Haus der Polizei.

Dicht vor dem Gasthofe und nur durch den schmalen Quai von ihm getrennt, floß die Vilaine mit ihren trüben lehmigen Wellen vorüber und zur Zeit der hohen Fluth kamen die kleinen Küstenfahrzeuge bis unter die Fenster des Géraudschen Hauses.

Des Sonnabends Abends und an den Markttagen hatte man Mühe, ein Plätzchen im „gekrönten Hammel“ zu finden. Meister Géraud hatte die dreifache Kundschaft der Seeleute des Hafens, der Bauern und der Edelleute. Oft wenn alle Zimmer besetzt waren, diente die große, warme Küche einem gedrängten Haufen von Matrosen und Viehhändlern als Schlafsaal.

Auch machte der Gastwirth Géraud sehr gute Geschäfte, und obgleich er schon bejahrt war, so überrechnete doch manche Tochter eines kleinen Kaufmanns in ihren Träumen die wahrscheinliche Summe seines Vermögens. Aber Meister Géraud schien ein Feind der Ehe zu sein und da er keine Verwandten hatte, so fragte Jedermann, wem dereinst seine gewiß nicht unbedeutenden Ersparnisse zufallen würden.

Es war in der Mitte des Herbstes und weder Markttag noch Sonnabend. Im „gekrönten Hammel“ ging es sehr still her; die Asche in den Küchenöfen war erkaltet, die Bratspieße standen still und an der großen Zahnstange hing kein einziger Kessel.

Der Gastwirth konnte daher mit Gemächlichkeit sein Pfeifchen am Hafengeländer rauchen. Ein einziges seiner Zimmer war besetzt, aber von unbekannten Personen, denen Meister Géraud, der zwar Jedermann mit Artigkeit begegnete, aber seine Höflichkeit sehr gut nach den Personen abzustufen wußte, nicht so viel Rücksicht schuldig zu sein glaubte, um ihnen, wie seinen alten und getreuen Kunden, einen ehrerbietigen Besuch zu machen.

Die Fremden, zwei Männer und eine junge Dame, waren gekommen man wußte nicht recht woher. Ihr Anzug und die Ermüdung, die man an ihnen bemerkte, schienen auf eine weite Fußreise zu deuten; aber der Gastwirth hegte deshalb kein Mißtrauen und hatte ihnen auf ihr Wort geglaubt, daß sie mit der Diligence von Rennes gekommen wären und daß ihr Gepäck noch auf dem Büreau lag.

Die Kleidung der jungen Dame war mehr als bescheiden. Trotz der feuchten Kälte eines Novembertages trug sie ein kattunenes Kleid, welches ihren schönen, vollen Wuchs erkennen ließ. Ein kleiner Shawl von einem leichten Stoffe und ein Strohhut mit einem Schleier vervollständigten ihre Toilette.

In dem Allen lag etwas von Armuth und Dürftigkeit, aber die junge Dame erhob ihren Anzug. Obgleich man ihr Gesicht nicht sehen konnte, so errieth man doch hinter den dichtesten Falten ihres Schleiers

Schönheit und Grazie der Züge. Trotz dieses vornehmen Anstrichs würde ein Gastwirth in der Nähe von Paris aus dem Kattunkleide und dem Strohhute ohne Zweifel ziemlich nachtheilige Schlüsse gezogen haben; aber unser Gastwirth war an die vorsichtigen und ökonomischen Sitten der Gutsbesitzerinnen aus der Umgegend gewöhnt und wußte, daß man auf der Reise durch die Bretagne oft Gräfinnen und Marquisinnen in ziemlich sonderbarem Anzuge auf den Landstraßen begegnete.

Einer der beiden Männer trug eine Blouse, der andre dagegen einen modischen Rock und Beinkleid, die jedoch zahlreiche, nur halb verwischte Spuren von Straßenschmutz an sich trugen.

So viel stand fest: die drei Reisenden waren keine Millionäre; aber der „gekrönte Hammel," als der besuchteste Gasthof der Stadt Redon, nahm oft Fremde auf, die noch schlechter gekleidet waren und demohngeachtet gute Laubthaler in den Taschen hatten.

In der Bretagne besonders ist es gefährlich, die Leute nach ihrem Aeußeren zu beurtheilen.

Es war ohngefähr zwei Uhr Nachmittags. Unseren Reisenden war ein Zimmer mit zwei Betten angewiesen worden, dessen Fenster auf den Hafen gingen. Während eine rothbäckige Magd ein starkes Hanftischtuch über den Tisch breitete, wärmten die beiden Männer ihre nassen Füße in der Asche des Kamins. Die

junge Dame, deren Hut und Shawl an einem Fenster hing, war nicht zu sehen; aber wenn Alles still war, konnte man ihre leisen, gleichmäßigen Odemzüge hinter den Vorhängen von grüner Serge eines der beiden Betten hören.

„Wünschen Sie drei Couverts?“ fragte das Mädchen.

Der Mann in der Blouse öffnete den Mund, um bejahend zu antworten; aber sein Gefährte schnitt ihm das Wort ab, indem er in hartem und spöttischem Tone sagte:

„Nein, nur zwei.“

Halblaut setzte er hinzu:

„Wer schläft, braucht nicht zu essen.“

Die Magd entfernte sich, nachdem man ihr noch anempfohlen hatte, das Essen recht bald zu bringen.

Unsere beiden Reisenden schienen, trotz der Verschiedenheit ihres Anzugs, doch auf einem Fuße vollkommener Gleichheit zu einander zu stehen. Wenn man sie genau beobachtete, konnte man sogar an dem in bürgerlicher Kleidung eine Art erzwungener Unterwürfigkeit bemerken. Sie waren beide jung und von angenehmem Aeußeren. Der bürgerlich Gekleidete, welcher Blaise hieß, war eine kräftige, breitschulterige Figur und zeigte, wenn er lächelte, zwei Reihen blendend weißer Zähne. Er hatte ein volles, rothes Gesicht und gekräuselte, blonde

Haare.. Der Character seiner Physiognomie war eine etwas rohe Jovialität, die aber in diesem Augenblicke von einer unverkennbaren Wolke übler Laune verschleiert war.

Blaise's Familienname war, wie es schien, seinen Freunden unbekannt, denn um ihn von dem großen Haufen der Blaise zu unterscheiden, hatten sie ihm den Beinamen: „der Einschläferer“ gegeben.

Der Andre schien höchstens fünfundzwanzig Jahre alt zu sein, was ihn aber nicht hinderte, schon fünf bis sechs nicht uninteressante Romane durchgelebt zu haben. Seine näheren Bekannten wußten, daß er mehr als Einen Namen hatte; in diesem Augenblicke hieß er Robert, genannt „der Amerikaner.“ Er war etwas kleiner als sein Reisegefährte, und seine Gliedmaßen hatten nicht den nämlichen Anschein von Stärke; aber er war von schönem Wuchs und die Gewandtheit seiner Bewegungen schloß die Kraft nicht aus.

Er hatte scharf geschnittene Adlerzüge; seine breite, mit einem Walde von schwarzen Haaren bedeckte Stirn verrieth einen beharrlichen Willen und in der kühnen Zeichnung seiner vollen Lippe, welche blutroth aus seinem gebräunten Gesicht hervortrat, lag ein gewisser Ausdruck von Herrschaft.

Wenn man ihn sah, während er die Augen geschlossen hatte, konnte man ihn für einen jener Menschen von kräftigem, verwegenem, unermüdlichem Charac-

ter halten, welche den Kampf suchen und jeder Gefahr die Spitze bieten. Man mußte dann das schöne Oval seines Gesichts und die dunkle Blässe seiner Wange bewundern, welche Muskeln von Stahl bedeckte. Wenn er jedoch die Augen öffnete, war der Character seines Gesichts wie durch einen Zauberschlag umgewandelt. In seinem Blicke, der sich auf keinen Gegenstand fixirte, lag eine unruhige, krampfhafte Aufregung; seine großen, dunkeln, stets beweglichen Augen fuhren, wie die Spitze eines Degens, welcher auf einen gut parirenden Gegner einzudringen sucht, bald hierhin, bald dorthin und machten einen sonderbaren, ängstlichen Eindruck.

Dies war aber, wie sich von selbst versteht, nur der Fall, wenn Herr Robert sich vor jeder Beobachtung gesichert glaubte und sich daher keinen Zwang auflegte, denn dem Grundsatze der alten Philosophie gemäß kannte er sich genau und übersah keinen einzigen seiner kleinen Fehler. Er hatte schon mehr als einmal seine Proben abgelegt und konnte, wenn es nöthig war, sein Gesicht wie der beste Schauspieler in alle möglichen Falten legen.

Sie saßen einander gegenüber am Kamin, Beide in Gedanken versunken, die nicht sehr angenehm zu sein schienen, und sahen den Rauch von dem grünen, zischenden Holze emporsteigen.

„Verfluchte Reise!“ fuhr der Einschläferer plötzlich auf, indem er heftig mit dem Fuße in die Holzscheite

stieß; „und Niemand als Du, Robert, hat den Gedanken gehabt, in dieses Land der Wölfe zu gehen!“

Robert nahm die schwere Feuerzange und brachte das Holz wieder in Ordnung.

„Der Gedanke kann schlecht, er kann aber auch gut sein,“ erwiederte er; „jedenfalls ist es kein Grund, unser letztes Paar Stiefeln zu verbrennen.“

Es herrschte in der That ein eben solcher Unterschied in der Fußbekleidung unserer beiden Reisenden, wie in ihrem übrigen Anzuge; Robert hatte ein Paar alte, zerrissene Schuhe, während Blaise ziemlich gute Stiefeln trug.

Dieser stampfte heftig mit dem Fuße auf die Erde, und sagte, indem er seine dicken blonden Augenbrauen zusammenzog:

„Ich komme auf sonderbare Gedanken, wenn ich Dich so sprechen höre, Freund Robert! Wenn ich bedenke, daß wir nun schon seit Monaten in der Welt herumlaufen und Land suchen, wo einem die Tauben schon gebraten in den Mund fliegen! ... In Paris bei Bibandier konnte man wenigstens sein Brot verdienen!“

„Eine schlechte Gesellschaft!“ unterbrach ihn Robert, der fortwährend mit niedergeschlagenen Augen und einer Miene verdrüßlicher Sorglosigkeit dasaß; „Bibandier ist jetzt im Bagno!“

„Im Bagno bekommt man zu essen!“ murmelte Blaise.

Der Amerikaner richtete seine unstäten blitzenden Augen auf ihn; ihre Blicke begegneten sich, aber Blaise wendete achselzuckend den Kopf ab.

„Ja, ja,“ dachte er laut, „Du siehst allerdings aus wie ein Schlaukopf und deshalb bin ich auch mit Dir gegangen. Aber Du weißt doch nicht mehr als Andere, mein Sohn! ... Unser Beutel ist leer, und was hast Du denn seit einem halben Jahre Gutes gethan?“

„Ich habe allerhand Pläne gemacht ...“ begann Robert.

„Ja, ja, Du wirst wohl Zeit Deines Lebens Pläne machen. Ich für meinen Theil kann die Leute nicht leiden, die immer Pläne machen und Ideen haben; man hat bei ihnen nur die Aussicht, den Hals zu brechen.“

Robert blickte wieder in den Kamin, wo eine röthliche Flamme mitten im Qualme aufzusteigen begann.

„Ich habe aber doch eine Idee,“ sagte er.

Blaise that, als hätte er es nicht gehört.

„Ich will Dir nur sagen, was Du gethan,“ fuhr Robert fort; „Du hast mich immer gehindert, wenn ich arbeiten wollte ...“

„Lumpereien!“ erwiderte der Einschläferer verächtlich.

„Du hast mich immer vorwärts getrieben, indem Du mir am Ziele des Wegs irgend ein Hirngespinnst zeigtest, das ich einfältig genug gewesen bin, für etwas Ernsthaftes zu halten.“

„Geduld!“

„Geduld? ... Aber wir sind jetzt mehr als hundert Lieues von Paris entfernt und haben zusammen nur Einen Rock und nur noch ein paar Franken in der Tasche.“

„Sieben Franken sechzig Centimes,“ unterbrach ihn der Amerikaner, indem er das Geld aus seiner Tasche nahm und durch die Finger laufen ließ.

„Und außerdem,“ fuhr Blaise fort, dessen Zorn nach und nach der Betrübniß Platz machte, „ein Mädchen, die wir überall mit herumschleppen und die alle Tage essen will.“

Robert steckte das Geld wieder ein, seine Augenlider zuckten krampfhaft.

„Sie ist aber sehr hübsch,“ murmelte er mit unterdrücktem Entzücken.

„Zu was kann uns das nützen?“

Robert warf einen Seitenblick nach dem Bett, hinter dessen Vorhängen seine Reisegefährtin schlummerte, und sagte dann mit einer Miene geheimnißvoller Wichtigkeit:

„Zu Allem!“

Blaise stemmte beide Ellnbogen auf seine Kniee

und antwortete nur durch eine Geberde, welche Ermüdung und Ueberdruß verrieth. Es entstand eine Pause, während der Robert, mit den Falten eifrigen Nachdenkens auf der Stirn, einen interessanten Gedanken zu verfolgen schien.

Nach einigen Minuten begann ein angenehmer, aus dem Erdgeschoß kommender Küchengeruch durch die Spalten der Thür in das Zimmer zu dringen.

Blaise richtete sich empor und that einen kräftigen Lungenzug von dieser vielversprechenden Luft. Seine Nasenflügel erweiterten sich und über sein Gesicht verbreitete sich die rohe Freundlichkeit des vortrefflichsten Appetits.

„Zum Teufel!“ rief er fast lustig, „wir haben noch Zeit uns in die Haare zu gerathen, wenn die sieben Franken aufgezehrt sind. Hilf mir den Tisch heranrücken, Robert; wir wollen noch einmal am Kamin wie gute Kameraden mit einander anstoßen.“

Der Amerikaner achtete eben so wenig auf die plötzliche Rückkehr froher Laune, als auf den vorhergehenden Zorn seines Gefährten. Schweigend leistete er ihm Beistand und der Tisch wurde bis an's Feuer geschoben.

In diesem Augenblick trat die Magd wieder ein mit einem prächtigen Eierkuchen und einem kaum angeschnittenen Hammelviertel.

Unsere beiden Freunde setzten sich einander gegen-

über und eine ganze Viertelstunde lang erlaubten ihre beschäftigten Kauwerkzeuge nur seltenen Worten den Durchgang. Sie waren Beide tüchtige Esser und besonders Blaise verschlang die Stücke mit einem über alles Lob erhabenen Eifer.

Der Eierkuchen und der Hammelbraten verschwanden, von einem kleinen Nanteser Weine begossen, der sich hinuntertrank wie Cider.

Bald war nichts mehr auf dem Tische zu sehen, als ein mit der größten Kunst abgenagter Knochen und ein ganz kleines Stück Käse.

Blaise streckte den Arm aus, um sich auch dieser letzten Beute zu bemächtigen, aber er begegnete Roberts Hand, welcher den Teller vertheidigen zu wollen schien.

„Wir wollen theilen," sagte er lachend.

„Ich will es nicht für mich," versetzte der Amerikaner; „Lola hat seit gestern nichts gegessen."

Blaise's Miene verfinsterte sich.

„Lola!... Lola!..." brummte er zwischen den Zähnen; dann sprach er laut:

„Du bist wie die einfältigen Bettler, Robert, welche hungern, um ein Stück Brot für ihren Hund übrig zu behalten. Aber diesmal kommst Du zu spät, Du hättest von Deinem Theile etwas aufheben sollen."

Aus Roberts Auge fuhr ein Blitz des Grolls, aber er zog die Hand zurück.

„Du hast kein Gefühl," murmelte er.

„Ich habe Hunger,“ versetzte Blaise.

Er goß den Rest aus der Flasche in Roberts Glas und klopfte dann laut auf den Tisch.

„Mehr Wein, Pfeifen und Tabak!“ rief er der herbeieilenden Magd entgegen.

Einige Sekunden später saßen sie in einer undurchdringlichen Rauchwolke. Blaise befand sich in einem Zustande unvergleichlichen Wohlbehagens, indem er weder an gestern noch an morgen dachte. Auch auf Robert hatte die auf ein langes Fasten gefolgte reichliche Mahlzeit ihren wohlthätigen Einfluß ausgeübt; aus seiner Miene sprach Behaglichkeit und Ruhe, aber er dachte fortwährend nach.

„Bist Du noch bös?“ fragte Blaise.

„Warum?“

„Wegen Lola!“

„Nein.“

„Das ist mir lieb. Siehst Du, Robert, wenn ich wüßte, daß Du in sie verliebt wärest, könnte es Dir schlimm ergehen. Aber ich will des Teufels sein, wenn Du überhaupt im Stande bist, Dich zu verlieben!“

Robert, der seine Pfeife gestopft hatte, betrachtete mechanisch was auf dem Tabackspapiere gedruckt stand.

Plötzlich fingen seine Augen an zu funkeln und zugleich bildeten sich tiefe Falten auf seiner Stirn.

„Das wäre etwas für uns!“ sagte er vor sich hin.

Und anstatt auf die stumme Frage zu antworten, welche der Blick seines Gefährten an ihn richtete, setzte er hinzu:

„Fünftausend Franken directe Steuern... dazu wird wohl eine Rente von vierzigtausend Livres gehören, nicht wahr, Blaise?“

„Ohngefähr.“

„Vierzigtausend Livres Renten in sichrem Grundbesitz!... Du hast in Geldgeschäften gearbeitet, Blaise, wieviel macht das wohl Kapital?“

„Es kommt darauf an wo es ist.“

„In der Bretagne... hier... in der Nähe von Redon.“

Blaise zählte an den Fingern; er war aufgelegt, auf jeden Einfall einzugehen.

„Hier,“ antwortete er, „wird nicht viel Pacht gezahlt; es gehört ein großes Stück Land zu tausend Franken Einkommen. Es wird wohl zwölf- bis funfzehnhunderttausend Franken ausmachen.“

Robert rückte auf seinem Stuhle hin und her und seine Augen funkelten noch mehr.

Er schüttete den Tabak auf das Tischtuch und rollte das Papier auseinander, um es besser lesen zu können.

Es war, als ob die Zeilen auf dem stummen

Papierblatte eine geheime Macht besessen hätten, welche die sichtbare Unruhe des Amerikaners hervorgebracht hatte.

„Funfzehnhunderttausend Franken!“ wiederholte er, das Papier lüstern betrachtend; „das lohnte doch noch die Mühe!“

Blaise beugte sich vor, um das sonderbare Papier zu sehen, welches so lebhafte Gedanken in seinem Kameraden weckte.

Es war nichts als ein Steuerzettel vom Jahr 1816, von dem Einnehmer des Kantons La Gacilly unterzeichnet.

Blaise warf sich in seinem Stuhle zurück; er hatte jedenfalls etwas Besseres erwartet.

Der Amerikaner dagegen las langsam und halblaut Folgendes:

„René Charles Julien Le Tipier, Vicomte von „Penhoël, Grundbesitzer, für sein Haus in Penhoël „nebst Zubehör, dreihundert funfzig Franken; für „seinen Meierhof in der Lande Triste, 74 Franken; „für seine Hanfpflanzung von Port-Corbeau nebst „Zubehör, 150 Franken; für seinen Meierhof Pré-„Neuf nebst dem Walde von Fontaine, 100 Fran-„ken...“

„Macht Dir denn das Spaß?“ unterbrach ihn Blaise.

„Für das Haus l'Ainé genannt,“ fuhr Robert

fort, der sich immer mehr in seine Lectüre vertiefte, „und die Mühlen von Houssayes unter der Höhe, 125 Franken; für Klein Penhoël mit dem Walde von Quintaine . . ."

Blaise gähnte und fing dann an ein Trinklied zu pfeifen.

Robert hörte auf mit Lesen und blickte das Papier mit großen starren Augen an.

„Ich hatte schon so eine Idee," sagte er, indem er einen Finger an die Stirn legte, „und nun muß mir gerade dieses Papier in die Hände fallen!"

„Es ist wahr, es ist ein Einfall, den uns der Himmel sendet," erwiderte Blaise; „wir haben sieben Franken und so und so viel Centimes; wenn wir das Schloß Penhoël, die Mühlen von Broussailles, das Bauergut von Gott weiß was und den Wald im Monde kauften!"

Robert blickte ihn mit starrer Miene an und schüttelte mit ernster Miene den Kopf.

„Mir kommt es nicht lächerlich vor," sagte er.

„Das glaube ich wohl."

„Ich habe eine Idee."

Blaise verzog den Mund.

„Höre mich an," fuhr der Amerikaner fort, indem er seinen Stuhl näher rückte und einen so bestimmten Ton annahm, daß Blaise sein spöttisches Lächeln aufgab, „wir haben kein Geld mehr, weder

um unsre Reise fortsetzen, noch um wieder umkehren zu können; wir müssen uns hier niederlassen.“

„Dagegen hätte ich nichts,“ begann Blaise.

„Unterbrich mich nicht. Paris ist gut für die Jugendthorheiten und das Reisen gefällt den jungen Leuten. Aber Du kommst in die reifen Jahre, Freund Blaise, und ich bin älter als mein Taufzeugniß.“

„Daraus folgt, daß es vortheilhaft für uns wäre, friedliche Kleinstädter zu werden, welche bedeutende Steuern bezahlen. Ich bin ganz Deiner Meinung.“

„Ich sage Dir, Du sollst mich ausreden lassen. Wir sind in die Bretagne gekommen, in Folge ihres guten Rufs alter Aufrichtigkeit und patriarchalischer Rechtschaffenheit. Ich gestehe, daß sie mir aus der Ferne wie ein gelobtes Land vorkam, aber ich habe einige Illusionen in dieser Beziehung verloren. Indessen wenn wir nichts gewonnen haben, so haben wir auch nichts riskirt. Ich erwartete eine Gelegenheit... ich sann hin und her... wir waren noch zu reich. Heute aber sind wir in der vortrefflichen Lage, in der alle große Schlachten gewonnen worden sind: wir müssen siegen oder sterben.“

Er hob den Steuerzettel über seinen Kopf empor und rief mit wahrer Begeisterung:

„Dies hier ist der Preis des Sieges! Es sind im Ganzen fünftausend Franken, was nach Deiner eigenen Berechnung vierzigtausend Livres Renten oder

fünfmalhunderttausend Thaler Kapital ausmacht. Und wenn wir im schlimmsten Fall auch nur die Hälfte bekommen!“

Der kleine Nanteser Wein hat zwar keinen Ueberfluß an geistigem Grundstoff, aber unsere beiden Reisenden hatten eine beträchtliche Quantität davon zu sich genommen. Blaise hatte ein kirschrothes Gesicht bekommen und selbst unter Roberts gebräunter Haut war das Blut zu sehen.

Blaise fing beim Schluß der Rede seines Kameraden an zu lachen, aber unter diesem Gelächter war schon eine unbestimmte geheime Hoffnung zu erkennen.

Wie gesagt, Robert hatte, obgleich er noch sehr jung war, doch schon seine Proben abgelegt.

„Ich würde mit diesem schlimmsten Falle zufrieden sein,“ bemerkte Blaise.

„Der Zufall ist der mächtigste aller Götter,“ sagte Robert, „und ich sehe in diesem Stück Papier ein günstiges Zeichen des Himmels. Willst Du mit mir theilen?“

Blaise war einen Augenblick unschlüssig, denn es blieb ihm noch eine starke Dosis Zweifel.

„Entschließe Dich,“ fuhr Robert fort, „denn nöthigenfalls kann ich Deine Hilfe entbehren, und offen gesagt, wäre es nicht schmerzlich und gefährlich, einen guten Kameraden wie Du bist, zu verlassen, so würde ich die Sache lieber allein versuchen.“

Jetzt rückte auch Blaise seinen Stuhl näher.

„Laß doch Deine Idee hören,“ sagte er, indem er sein Lächeln völlig ablegte.

„Gehst Du darauf ein?“

„Wenn Du mir erklärt haben wirst...“

„Ja oder nein... gehst Du darauf ein?“

„Ja.“

„Deine Hand!“ rief der Amerikaner, dessen Blick plötzlich eine entschlossene Festigkeit annahm, „und wehe dem, welcher zurücktritt!“

Er ging an die Thür und blickte hinaus, ob nicht vielleicht ein neugieriges Ohr horchte; es war Niemand auf dem Gange.

Indem er wieder zum Kamin zurückkehrte, blieb er vor dem Bett stehen, in dem seine Reisegefährtin schlief und zog leise den Vorhang ein wenig zurück.

Das Tageslicht, welches durch diese Oeffnung fiel, beleuchtete das reizende Gesicht eines jungen Mädchens.

Ihre Züge hatten die vollkommenste Regelmäßigkeit, aber sie waren schon erschöpft und erbleicht, und wie von einem Schleier finstrer Kälte überzogen. Vielleicht war dies die Wirkung des Leidens oder des Schlafs. Lola schlief fest; ihre Stirn und ihre Wange waren von den reichen Locken ihres ungeordneten schwarzen Haares halb verhüllt.

Sie hatte sich völlig angekleidet auf's Bett geworfen und die Lage beibehalten, die sie bei ihrer außeror-

dentlichen Müdigkeit sogleich angenommen hatte. Ihr Kopf lag auf dem Arme und ihr ganzer Körper war in der größten Sehnsucht nach Ruhe zusammengesunken. Der abgenutzte Stoff ihres Kleides ließ ihre schönen jugendlichen Formen erkennen, wie die verrätherischen Draperieen, welche sich dicht an die Glieder einer Statue anlegen.

Robert hatte Recht, sie war sehr schön.

Er betrachtete sie einen Augenblick in ihrem bleiernen Schlafe und ließ dann den Vorhang wieder fallen.

Ein zufriedenes Lächeln umspielte seine dicken Lippen.

Blaise wartete; seine Augen verriethen eine ungeduldige Neugierde.

Robert nahm seinen Platz am Kamin wieder ein und füllte beide Gläser bis an den Rand.

II.

Ein Rock für Zwei.

Nachdem Robert sich einen Augenblick gesammelt hatte, schlürfte er seinen Wein in kleinen Zügen hinunter und sagte dann:

„Gieb wohl Acht auf meine Worte. Es ist ein sehr reicher junger Mann aus einer angesehenen Familie hier, der mit seinem Bedienten reis't...“

„Wo?“ fragte Blaise, indem er sich treuherzig im Zimmer umsah.

„Gieb Dir keine Mühe sie zu suchen; der reiche junge Mann und sein Bedienter sind wir Beide.“

„Ah!“ sagte Blaise, dessen großer Mund weit offen blieb.

„Wir haben nur Einen Rock,“ sprach Robert erklärend weiter; „man muß sich aber präsentiren können, wenn man etwas machen will.“

„Das ist wahr," erwiderte der Einschläferer, der eine unbestimmte Ahnung von der Idee seines Kameraden bekam; „aber die Sache kann lange dauern und wenn wir einmal die Komödie angefangen haben, können wir nicht wie bisher die Rollen vertauschen."

Blaise spielte mit diesen Worten auf die Regeln der Gleichheit und Brüderlichkeit an, welche bei ihrer Verbindung galten. Sie hatten Beide Paris verlassen, wo in ihrer Industrie wahrscheinlich eine jener Krisen eingetreten war, die von Zeit zu Zeit einen Schwarm ehrlicher Bursche ihres Gelichters in die Provinz werfen. Man hatte ihnen von der Bretagne erzählt, diesem Paradies antiker Rechtschaffenheit, wohin das Mißtrauen noch nicht gedrungen ist. Sie waren gekommen, die Köpfe voll Eroberungsgedanken, wie Cortez oder Pizarro am Vorabende einer Schlacht gegen Montezuma oder die Inka's. Aber es ist ein langer Weg von Paris bis Redon und sie waren unterwegs mehr als einmal eingekehrt. Man hatte Alles zu Gelde gemacht. Seitdem der letzte Frack zur Bestreitung der Reisekosten verkauft worden war, theilten sich die beiden Freunde ehrlich in die Wohlthat des Oberrocks. Jeder hatte seinen Tag, um die fast neuen Stiefeln, den schwarzen Hut und die übrigen bürgerlichen Kleidungsstücke zu tragen. Am folgenden Tage nahm er wieder mit den zerrissenen plumpen Schuhen, der Blouse und der Mütze fürlieb.

Robert setzte das leere Glas auf den Tisch und sagte, ohne die Stimme zu erheben, aber mit Pathos:

„Es handelt sich um ein großes Vermögen. Schon seit mehreren Monaten habe ich über die Sache nachgedacht, denn ich bin gewohnt, einen Plan sorgfältig zu überlegen, und wenn wir nicht am Rande des Abgrundes ständen, würde ich gern noch warten...“

„Was das betrifft,“ unterbrach ihn Blaise, „so liebe ich es, die Sache in zwei Tempo's abzumachen. Aber wir müssen doch wissen, wer der Herr und wer der Diener sein soll.“

Der Amerikaner griff unter seine Blouse und zog ein Spiel Karten hervor, dessen Farbe einen langen Gebrauch verrieth.

„Darum können wir spielen,“ sagte er.

Blaise betrachtete mit einem gewissen Mißtrauen die Finger seines Gefährten, der mit einer außerordentlichen Schnelligkeit die Karten zu mischen begann.

„Hm!“ sagte er kopfschüttelnd; „Du spielst verdammt gut, Meister Robert.“

Der Amerikaner hörte auf mit Mischen und erwiderte:

„Es giebt noch ein anderes Mittel: wir wollen theilen und uns trennen.“

Blaise runzelte die Stirn und antwortete nicht.

„Aber vor allen Dingen müssen wir uns entschließen,“ fuhr der Amerikaner in gleichgiltigem Tone fort.

„Du wirst mir ohne Zweifel sehr nützlich sein können, aber eigentlich weiß ich noch nicht zu was. Keine Uebereilung! wenn die Sache Dir nicht ansteht, gebe ich Dir Dein Wort zurück.“

„Ich danke,“ brummte der Einschläferer; „ich will lieber spielen.“

„Ueberlege es wohl! Es handelt sich weder um einen Tag, noch um eine Woche; die Sache kann lange dauern, wie Du sagst, und wenn wir einmal angefangen haben, dann, ich wiederhole es, wehe dem, welcher zurücktritt!“

„Aber,“ bemerkte Blaise, „wer verliert, ist doch nur zum Schein Bedienter?“

„Nicht ganz. Unter vier Augen werden wir allerdings gute Freunde sein wie bisher; aber in Allem, was das Geschäft betrifft, muß der Herr befehlen können und der Diener gehorchen.“

„Der Teufel!“ sagte Blaise, sich hinter den Ohren kratzend.

„Wegen des Benehmens in Gegenwart Fremder brauche ich Dir nichts zu sagen.“

„Allerdings.“

„Ehrerbietung und Gehorsam, so lange das Geschäft dauert, vom ersten bis zum letzten Tage.“

„Aber,“ fragte Blaise, „wie lange könnte denn die Geschichte eigentlich dauern?“

„Das weiß ich nicht.“

„Einen Monat?“

Der Amerikaner zuckte mit den Achseln.

„Ein halbes Jahr?“ fragte Blaise weiter; „das wäre zu lange.“

„Ein halbes Jahr, ein Jahr, zwei Jahr,“ entgegnete Robert; „es läßt sich gar nichts bestimmen.“

„Aber,“ sagte Blaise, indem er seine großen blauen Augen fest auf ihn heftete, „bist Du denn so gewiß, die Partie zu gewinnen?“

Ein unmerkliches Lächeln hob die Lippe des Amerikaners, der mit seiner Antwort zwei oder drei Sekunden zögerte.

„Ich rechne darauf,“ sagte er endlich im Tone überzeugender Offenheit. „Warum sollte ich daran zweifeln? und wenn ich zehnmal verlieren sollte, so würde ich immer von Neuem anfangen. Was ist ein oder zwei Jahre Arbeit und Mühe? und wird überdies der Herr nicht mehr zu thun haben, als der Diener?... Siehst Du, ich fühle, daß ich in diesem abenteuerlichen Leben nicht an meinem Platze bin; ich habe rechtschaffene und friedliche Neigungen... ich sehe auf den Zweck, ehe ich die Schwierigkeiten erwäge. Man muß ein wenig Philosophie haben, mein Sohn. Wenn man die Aussicht hat, in den nächsten Tagen zu verhungern, raisonnirt man nicht wie ein Millionair. Ich habe nichts und ich wüßte nicht, was ich thun würde, um zu etwas zu kommen.“

Blaiſe nickte mit dem Kopfe.

„Ich bin kein Spitzbube,“ fuhr Robert, immer wärmer werdend, fort; „ich will ein Mann von Geiſt und Hülfsmitteln ſein, weiter nichts. Damit und mit ein wenig Muth findet man immer ein kleines Loch, durch welches man ſchlüpfen kann. Man ſucht lange, die Narren ſagen, man ſei ein Träumer; wenn ſich aber die Gelegenheit zeigt, dann geht man in's Zeug.“

„Das kann ſeine gute Seite haben,“ verſetzte Blaiſe.

„Was kommt auf ein oder zwei Jahre an!“ wiederholte der Amerikaner. „Wir ſind jung und ich für meinen Theil werde, wenn die Sache vorbei iſt, noch nicht einmal das Alter eines Wählers haben.“

„Eines Wählers?“ fragte Blaiſe.

„Ja, ich denke ein wenig an die Politik; aber das iſt wieder eine andere Geſchichte. Wollen wir?“

„Gieb!“ antwortete Blaiſe, nicht ohne einen Ueberreſt von Widerwillen; „aber bedenke, daß Du nicht mit einem Bürger ſpielſt.“

Der Amerikaner warf ihm ſtolz die Karten hin.

„Gieb ſelbſt,“ ſagte er, „wenn Du Sorge haſt.“

Und während Blaiſe miſchte, fuhr er fort:

„Wir wiſſen doch, um was wir ſpielen?“

„Noch nicht ſo recht,“ antwortete Blaiſe, „und es iſt eigentlich viel verlangt, ein oder zwei Jahre ſeines Lebens zu wagen, ohne gewiß zu ſein....“

„Zwei Jahre oder mehr," unterbrach ihn Robert; „ich sehe, daß Du unsere Partie vollkommen verstehst."

„Was wollen wir spielen?"

„Was Du willst."

„Du kannst alle Spiele zu gut."

„Erfinde ein neues."

Blaise dachte einen Augenblick nach.

„Gut," sagte er; „ich gebe sieben Blätter ohne Trumpf und wer die wenigsten Stiche macht, hat gewonnen."

„Es gilt."

Der Amerikaner hob ab und Blaise gab.

Die vierzehn Karten wurden eine nach der andern ausgespielt; Robert hatte drei Stiche und Blaise vier.

„Du hast falsch gespielt!" rief dieser, indem er mit der Faust auf den Tisch schlug.

Robert schob die Karten zurück und erwiderte:

„Ich habe ganz ehrlich gespielt und ich will Dir sagen warum. Es war mir gleichgiltig, ob ich gewann oder verlor, weil in unsrer Sache das Handwerk des Herrn sehr schwer sein wird. Ich hätte Dir nicht drei Tage Zeit gegeben, um einen Umtausch der Rollen zu verlangen. Jetzt zieh Dich aus, mein Sohn."

Mit diesen Worten legte der Amerikaner seine Blouse, sein Beinkleid und seine alten Schuhe ab.

Blaise nahm sich Zeit.

„Mich friert,“ sagte Robert. „Es wäre doch Schade, wenn ein paar alte Freunde sich in die Haare geriethen.“

Der Einschläferer besaß ohne Zweifel eine überlegene Muskelkraft; indessen machte die verblümte Drohung einigen Eindruck auf ihn und er fing daher an, sich langsam seines eleganten Anzugs zu entledigen.

Robert zog mit sichtlichem Vergnügen die Stiefeln an.

„Du bist sehr krank,“ sagte er, während er sich rasch ankleidete, „aber Du sollst gut logirt, gut genährt, gut gekleidet werden und das Glück wird Dir im Schlafe kommen, denn wir theilen brüderlich.“

„Wenn aber die ganze Geschichte in's Wasser fällt?“

Robert fuhr in den Oberrock.

„Ich sage Dir,“ erwiderte er, indem er einen Blick in den kleinen Spiegel über dem Kamine warf, „die Sache fängt gut an und ich habe so viel Vertrauen, daß ich Dir fast versprechen möchte, Dich zu bedienen, wenn Du nachher nicht zufrieden bist.“

„Versprich es,“ sagte Blaise.

„Gut, es sei.“

„Eben so lange, als ich Dir gedient habe?“

„Eben so lange.“

„Ich sage es Dir, Robert, daß ich das nicht vergessen werde. Jetzt erkläre Dich ordentlich und lieber

zweimal als einmal, denn ich will des Teufels sein, wenn ich errathe, wo die Sache hinaus will."

Der Kleiderwechsel war geschehen und es schien Alles besser zu passen, als vorher. Jeder der beiden Gesellen war jetzt an seinem Platze: der Amerikaner sah aus wie ein eleganter Herr in der vollen Bedeutung des Worts und die Blouse stand Blaisen, als wäre sie für ihn gemacht.

„Es wird sich Alles von selbst erklären," antwortete Robert; „und in einer Viertelstunde wirst Du eben so viel wissen als ich. Aber vor allen Dingen müssen wir einige Kleinigkeiten reguliren. Zuerst — Du hast zu viel Verstand, um es übel zu nehmen — wünsche ich, daß Du Dir abgewöhnst, mich Du zu nennen."

„So!" erwiderte Blaise.

„Blos aus Vorsicht, wohlverstanden; es könnte Dir vor den Leuten entschlüpfen."

„Ich werde Dich Sie nennen, Herr Robert."

„Gut; aber auch dieser Name gefällt mir nicht. Wenn man von einiger guten Herkunft ist, heißt man nicht Robert; man muß seinen Platz ordentlich in der Welt einnehmen. Wir wollen unter meinen frühern Namen suchen. In London hieß ich Robert Wolf."

„Das ist zu goddämig," erwiderte Blaise.

„In Italien hieß ich Gaëtano."

„Das klingt zu tenoristenmäßig."

„In Wien Belowski."

„Das ist zu schuhmacherartig. Ich will wenigstens der Bediente eines wichtigen Mannes sein. Nenne Dich doch Baron von das und das.“

„Pfui, man würde mich für einen Unterpräfecten aus der Kaiserzeit halten, und dann sind die Titel zu abgenutzt. Ich werde mich blos Herr Robert de Blois nennen. Das ist einfach und klingt nach historischem Adel. Noch ein Glas, Freund Blaise, dann wollen wir anfangen.“

Er schenkte beide Gläser voll und hob das seinige empor, als wollte er einen Toast ausbringen.

Sein Blick fiel durch das Fenster auf den Hafen Saint-Nicolas und die Felder der untern Loire, die sich so weit das Auge reichte, bis jenseits der Vilaine erstreckten. Die untergehende Herbstsonne beschien die Gegend mit ihrem röthlichen Lichte. Robert schien plötzlich in Gedanken zu versinken.

„Es ist wahr,“ murmelte er vor sich hin, „das Land ist schlecht für die armen Teufel, aber es hat gute Felder und schöne Häuser. Ein ehrlicher Mann könnte hier so glücklich leben, wie der Fisch im Wasser. Wer weiß, ob nicht eines oder das andre unserm braven Herrn von Penhoël gehört.“

Blaise konnte ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Ich weiß nicht, was Du thun willst,“ sagte er; „aber Du bist verdammt geschickt, eine Spitzbüberei einzuleiten und ich habe daher die beste Hoffnung. Die-

ser vortreffliche Landedelmann! es ist mir, als sähe ich ihn.“

„Mir auch.“

„Fünfundfunfzig Jahre . . .“

„Eher sechzig.“

„Eine kahle Stirn . . .“

„Zwei graue Locken an den Schläfen.“

„Eine goldene Brille.“

„Eine dito Dose.“

„Ein braunes Kleid.“

„Schnallenschuhe.“

„Eine respectable Frau Gemahlin.“

„Die vor der Revolution im Rufe großer Schönheit stand.“

„Trocken und steif wie ein Familienportrait.“

„Und die ihn zum Vater von acht bis zehn Kindern gemacht hat, die wie die Orgelpfeifen auf einander folgen.“

Blaise hielt sein Glas hin.

„Auf unsere vierzig tausend Livres Rente!“ sagte er.

Robert stieß an und trank mit Feierlichkeit.

Dann sprang er rasch auf und schüttelte sein dickes schwarzes Haar.

„An's Werk!“ rief er. „Nach Umständen können wir einen beschwerlichen Abend haben. Von diesem Augenblicke, Blaise, trittst Du Deinen Dienst an.“

„Ich erwarte Ihre Befehle,“ erwiderte Dieser, in

dessen Mundwinkeln noch ein Rest von skeptischem Lächeln zu bemerken war, dessen Blick aber die größte Neugierde verrieth.

„Geh hinunter auf die Straße," erwiderte der Amerikaner in gebieterischem Tone, „und ohne Dir etwas merken zu lassen, lies das Schild des Gasthofes."

„Bis jetzt," murmelte Blaise, „ist die Sache nicht schwer."

„Einmal für allemal," sagte Robert wieder in familiärerem Tone, „vergiß nie, daß ich nach einem wohldurchdachten Plane handle und daß alle Aufträge, die ich Dir geben werde, von Wichtigkeit sind. Lache wie Du willst, aber führe meine Befehle buchstäblich aus, oder ich stehe für nichts. Du liesest also das Wirthshausschild und sagst mir den Namen des Wirths; unterwegs aber bittest Du ihn zu mir heraufzukommen. Geh'."

Blaise ging.

Als der junge Herr von Blois allein war, begann er im Zimmer auf und ab zu gehen.

Sein Kopf war in heftiger Arbeit und von Zeit zu Zeit ließ er einzelne Worte fallen.

Er war wirklich ein schöner Kavalier. Der untheilbare Oberrock, der bisher Blaise's dicken Rücken bedeckt hatte, ließ die kräftige und geschmeidige Grazie seines Wuchses erkennen. In den regelmäßigen Zügen seines gebräunten Gesichts war Klugheit und fester Wille zu lesen; aber in diesem Augenblicke, wo er

sich vor jeder Beobachtung sicher wußte, hatte sein Auge mehr als jemals den auffallenden Ausdruck von Unruhe, der sein Gesicht entstellte. Man las in seinen unstäten, fast zitternden Augen eine Art krankhafter Aufregung, welche gegen eine angelernte Verwegenheit ankämpfte. Dieser Mann mußte viel wagen, aber er mußte dabei zittern.

Zwei- oder dreimal blieb er vor dem Bette stehen, in dem seine Reisegefährtin lag. Die schöne Lola schlief noch immer, von einer unüberwindlichen Müdigkeit gelähmt. Der Marsch des heutigen Vormittags war so stark gewesen, daß selbst Robert und Blaise, obgleich an Anstrengung gewöhnt, ganz erschöpft angekommen waren.

Die arme Lola war schon seit vielen Tagen gewandert und ihre kleinen zarten Füße bluteten von den Steinen auf den Straßen der Bretagne.

So oft Robert an das Bett kam, blieb er drei bis vier Sekunden betrachtend vor der Schönheit der jungen Frau stehen. Sein Blick schien die braunen Ringe des üppigen Haares zu zählen, welche auf Lola's Kopfkissen lagen. Er bewunderte mit Kennerblicke das reine, schöne Oval ihres Gesichts, die seidenen Fransen ihrer Wimpern und die reizende Nachlässigkeit ihrer Lage.

Aber in Roberts Betrachtung war keine Spur von Liebe. Sein Auge blieb kalt und man hätte ihn für einen Sklavenhändler halten können, der auf

dem Verdeck eines türkischen Korsars die Schönheiten einer zu verkaufenden Orientalin musterte.

Als er den Vorhang wieder fallen ließ, umspielte ein zufriedenes, aber flüchtiges Lächeln seinen Mund.

Dann verfiel er wieder in seine ängstlichen, unruhigen Gedanken, unwillkürlich zitterten seine Augenlider und sein Blick schweifte besorgt und heimtückisch umher.

Die Thür öffnete sich und Blaise trat in Gesellschaft des Wirths herein.

Bei dem Geräusch, welches sie machten, verwandelte sich Roberts Gesicht plötzlich und wie durch einen Zauberschlag. Sein Auge wurde ruhig und heiter, man hätte ihn für einen jener glücklichen Männer halten können, die ihr Leben ohne Geschäfte und Sorgen verbringen. Der Wirth, der mit entblößtem Haupte an der Thür stehen blieb, hielt ihn jedenfalls für etwas Vornehmes, denn er begrüßte ihn mit einer tiefen Verbeugung, auf welche Robert mit einem freundlichen und herablassenden „guten Abend“ antwortete.

„Treten Sie näher, mein Lieber,“ sagte er dann.

Blaise, welcher vor dem Wirthe eingetreten war, ging dicht an Robert vorüber und raunte ihm leise die beiden Worte zu:

„Herr Géraud . . .“

Der Amerikaner dankte mit einem leichten Kopfnicken.

„Treten Sie doch näher,“ wiederholte er dann.

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie so ohne Umstände bemühe, aber ich habe Sie Vielerlei zu fragen.“

Die Bewohner der oberen Bretagne sind fast eben so mißtrauisch als die der Normandie und es ist kein leichtes Ding, ihnen die Zunge zu lösen. Ist dies aber einmal gelungen, so wird man oft nur zu reichlich entschädigt.

Der Wirth war ein bejahrter Mann von sehr verständigem Aussehen; seine kleinen grauen Augen hatten einen Anflug von Verschmitztheit, der bei den Landleuten mit der Offenheit nicht geradezu unverträglich ist.

Er stand zwischen Blaise und Robert, während er, ohne daß es Jemandem auffallen konnte, neugierig umherblickte. Um sich eine Haltung zu geben, drehte er seine Mütze eifrig zwischen den Fingern und die aus seiner geräumigen Tasche hervorragende Pfeifenspitze ließ noch einen dünnen Rauchfaden entschlüpfen.

„So, so!“ entgegnete er als Antwort auf Roberts Bemerkung, indem er sich nochmals verbeugte.

„Ja, Vielerlei,“ wiederholte der Amerikaner. „Ich wette, Sie haben keine Ahnung davon, daß Sie vor einem alten Bekannten stehen.“

„Das wäre!“ versetzte der Wirth und machte große Augen.

„Dies wundert Sie?“ erwiderte der Amerika-

ner mit zunehmender Leutseligkeit; „weil Sie Sich nicht erinnern können, mich je gesehen zu haben? Nun so meine ich es auch nicht... Du kannst Dich niedersetzen, Blaise, auf der Reise nimmt man es nicht so genau ... Zuvor aber einen Stuhl für unsren Wirth ... machen Sie keine Umstände, mein Theurer, es ist Platz für uns Drei.“

Der Wirth und Blaise setzten sich.

„Wenn ich sage, daß Sie ein alter Bekannter für mich sind,“ hob Robert an, „so meine ich damit, daß ich oft von Ihnen habe sprechen hören.“

„Wirklich?“

„Ja wohl, von dem Vater Géraud, dem Wirth zum gekrönten Hammel.“

„Dies Alles steht auf meinem Schilde,“ brummte der Wirth.

Blaise, der nichts weiter zu thun hatte, als den stillen Beobachter zu spielen, wendete sich ab, um ein Lächeln zu verbergen.

Der Amerikaner stellte sich, als hätte er die Aeußerung Géraud's nicht gehört.

„Der beste Gasthof von Redon,“ fuhr er fort, „und der bravste Mann im ganzen Departement Ille und Villaine!“

Das schmeichelhafte Compliment entlockte dem Gastwirthe ein flüchtiges Lächeln, aber die Vorsicht rieth ihm zur Zurückhaltung.

„Und ich habe dies keineswegs hier in der Nähe gehört,“ begann Robert von Neuem; „weder in Vannes, noch in Nantes, noch selbst in Rennes.“

„In Saint-Brieue vielleicht? ...“ murmelte der Wirth.

„Nein, noch viel weiter ... Sie sind in Paris bekannt, Herr Géraud!“

Paris ist die Zauberstadt, welche von der Provinz zu gleicher Zeit gehaßt und verehrt wird. Der Wirth des gekrönten Hammels erhob seine grauen Augen, in denen ein Gemisch von bescheidenem Stolz und Neugierde glänzte.

„Ah!“ rief er, „also in Paris? ... in der Hauptstadt? ... Wer spricht dort von dem Vater Géraud?“

„Da liegt der Hase im Pfeffer,“ dachte Blaise.

„O, Herr Géraud, Herr Géraud!“ entgegnete Robert im Tone freundlichen Vorwurfs; „wenn der gute Mensch Sie so fragen hörte, würde er sich gekränkt fühlen ... Haben Sie denn so viel Bekannte in Paris?“

„Durchaus nicht,“ antwortete der Wirth, „ich wüßte keinen Einzigen ...“

„Die Sache wird kitzlig,“ dachte Blaise; „eine schöne Geschichte!“

„Nach dem, was er mir von Ihnen erzählt hat,“ versetzte Robert, „hätte ich nimmer geglaubt, daß Sie seiner vergessen könnten!“

„Aber wer ist es denn eigentlich?“

„Sie wollen also wirklich, daß ich Ihnen seinen Namen sage?“ sprach Robert langsam, als wollte er dem undankbaren Freunde Zeit lassen, sich zu besinnen.

Auf seinem ruhigen und heiteren Gesichte war keine Spur von Verlegenheit zu erblicken; Blaise dagegen, der schon die freche Lüge entdeckt und die ganze Komödie beim ersten Akte durchfallen sah, konnte seinen Unmuth kaum verbergen.

Während er die Unbesonnenheit seines Kameraden verwünschte, blickte dieser beständig den Wirth an, der sich mit der gläubigsten Miene den Kopf zerbrach.

„Ich will des Teufels sein, wenn ich Jemanden kenne!“ brummte der gute Mann vor sich hin.

Robert unterbrach ihn mit dem wiederholten Ausrufe:

„Herr Géraud!“

Dann setzte er in fast strengem Tone hinzu:

„Wenn Sie Sich in Einer Minute nicht besonnen haben, so will ich Ihnen seinen Namen nennen, und Sie werden Sich schämen, daß Sie ihn vergessen haben!“

Es lag ein solcher Ausdruck von Wahrheit in Roberts Worten, daß selbst Blaise nicht mehr wußte, was er denken sollte.

Der Wirth zerbrach sich noch immer den Kopf nach besten Kräften.

„Ich Esel!" rief er plötzlich, indem er sich heftig vor die Stirn schlug.

Jetzt erst hätte ein aufmerksamer Beobachter entdecken können, wie groß Roberts Angst gewesen war.

Er athmete hoch auf; aber schon in der nächsten Sekunde war er wieder so ruhig als zuvor und seine Züge verriethen nicht die mindeste Ueberraschung.

„Ich Esel!" wiederholte der Wirth; „es ist wahr, ohne Joseph Gautier würde es mir auf der Rhede von Brest übel gegangen sein. Ich wette, es ist Joseph Gautier?"

„Allerdings!" rief Robert.

Blaise empfand das Gefühl eines sachverständigen Dilettanten, der ein Talent ersten Ranges anhört.

„Nun, besser spät als niemals, Vater Géraud," fuhr der Amerikaner fort; „der wackere Joseph hat oft mit mir von Géraud, dem ehemaligen Matrosen, gesprochen..."

„Marinekanonier, dann Schiffskoch," berichtigte der Gastwirth.

„Ich weiß Alles!" versetzte Robert, „ich versprach mich nur... glauben Sie mir, ich kenne Ihre Geschichte besser als Sie selbst."

„Gleichviel," sagte der Wirth, „ich hätte früher an Gautier denken sollen. Aber wie geht es ihm jetzt?"

„Ganz gut... und seiner Frau ebenfalls."

„Seiner Frau? ... seit wann ist er denn verheirathet?“

„Seit drei Monaten ... Mein Bedienter Blaise war sein Brautführer ...“

„Ja,“ bemerkte dieser, „es war allerliebst auf seiner Hochzeit.“

Auf dem treuherzigen Gesicht des Gastwirths zeigte sich ein Anflug von wiederkehrendem Mißtrauen.

„Hm, hm!“ murmelte er, „Joseph Gautier rechnete sich doch sonst zu den höhern Ständen“ ...

„Und deshalb wundert es Sie, daß er meine Diener gewählt hat?“ fragte Robert.

„O, ich habe Herrn Blaise durchaus nicht beleidigen wollen,“ sagte Géraud rasch.

„Ich weiß schon, wie Sie es meinen ... aber ich muß Ihnen sagen, daß Blaise kein ganz gewöhnlicher Diener ist. Er ist in meiner Familie aufgewachsen und mein Freund.“

Géraud machte Blaise seine Verbeugung.

„Nichts für ungut,“ sagte er dann zu Robert; „da Sie meinen alten Freund Gautier kennen, so bin ich und mein Haus zu Ihrer Verfügung. Geben Sie mir Ihre Hand, damit ich sehe, daß Sie Sich nicht beleidigt fühlen.“

Robert beeilte sich, dem Wirthe seine Hand zu reichen, welche dieser herzlich drückte.

„Sie kommen wohl hierher, um einige Zeit bei uns zuzubringen?“ fragte Géraud dann.

„Ich komme von Paris, wie ich Ihnen schon gesagt habe,“ erwiderte der Amerikaner, „und sogar noch viel weiter her. Der Zweck meiner Reise ist, einen Edelmann in Ihrer Nähe zu besuchen, den ich nicht persönlich kenne und über den ich gern zuvor einige Erkundigungen einziehen möchte.“

Diese Aeußerung gehörte ohngeachtet ihrer scheinbaren Einfachheit zu denen, welche einem bretagnischen Ohre stets verdächtig klingen. Damals, wie früher und später, war die Provinz der Heerd politischer Spaltungen, und wo der Bürgerkrieg gewüthet hat, hält man einen neugierigen Frager gern für einen Spion.

Das kleine graue Auge des Vaters Géraud senkte sich demnach, während er ein vorsichtiges: „So, so!“ vernehmen ließ.

„Die Auskunft, um welche ich Sie bitten will,“ hob der Amerikaner wieder an, „ist eigentlich nicht von hohem Belang, denn ich weiß schon, daß die Familie Penhoël reich und angesehen ist ...“

„Ah!“ rief der Wirth mit einer gewissen Emphase, „also von den Penhoël ist die Rede?“

„Ja, ich habe einen Auftrag für den Vicomte, der mich bewog, über Redon zu reisen, anstatt direct nach Nantes zu gehen. Ist es weit von hier nach Penhoël?“

„O ja, es ist ein gutes Stück Weges," antwortete Géraud.

„Und ... ist der Vicomte wirklich ein so rechtschaffener Mann, als man sagt?"

„In dieser Beziehung sind die Penhoël von jeher eine Zierde des Landes gewesen," entgegnete der Wirth nach einer Pause; „der Herr Vicomte ist ein guter Christ und die gnädige Frau ist eine Heilige. Aber manche Leute sagen, daß der Name Penhoël noch ehrenwerther sein würde, wenn der älteste Sohn nicht die Gegend verlassen hätte, um Gott weiß wohin zu gehen."

„Ach!" rief der Amerikaner, als wäre er schon zum Theil in die Geheimnisse dieser Familie eingeweiht gewesen, deren Existenz er ganz zufällig durch ein Stück Papier erfahren hatte; „man spricht also noch von dem älteren Sohne?"

„Und man wird immer von ihm sprechen," entgegnete Géraud langsam und mit einem wehmüthigen Ausdrucke.

„Er ist doch schon so lange fort!" versetzte Robert.

„Ja, bald funfzehn Jahre; aber die Zeit hat keinen Einfluß, wenn man in Aller Herzen ein gutes Andenken zurückgelassen hat."

Robert faltete die Hände auf dem Schooße und blickte mit gerührter Miene gen Himmel, indem er seufzte:

„Der arme gute Penhoël!"

Géraud, welcher nachdenkend geworden war, blickte rasch wieder auf und sah den Amerikaner staunend an.

Nicht geringer war die Verwunderung Blaise's, welcher die Scene mit der Spannung eines Theaterfreundes verfolgte, der die unvermutheten Entwickelungen eines neuen Stückes mit steigendem Interesse beobachtet. Er kannte Roberts Zweck und seit der Ankunft des Wirths errieth er nach und nach, welchen Weg sein Gefährte einschlagen wollte; da er selbst aber unfähig gewesen wäre, diesen schwierigen und gefahrvollen Weg ohne Straucheln zu gehen, so war jeder Schritt auf demselben für ihn ein Gegenstand der Bewunderung.

Binnen wenigen Minuten nahm Robert in seinen Augen die Proportionen eines großen Helden an. Indessen verbarg er nach Möglichkeit sein Erstaunen und behielt die seiner Rolle zukommende gleichgiltige Miene bei.

„Das sind edle Worte, Herr Géraud,“ fuhr Robert fort, „und ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich darüber freue. Ach, könnte doch der unglückliche Penhoël sie hören!“

Das gutmüthige Gesicht des Wirths wurde ganz blaß vor Rührung.

„Welchen Penhoël meinen Sie denn?“ flüsterte er mit bewegter Stimme.

„Den, welcher jetzt fern von der Bretagne ist.“

„Also den älteren?“ versetzte Géraud, dessen Stimme immer mehr zitterte; „von Herrn Ludwig? ... er ist also nicht todt?“

„Gott behüte!“ erwiderte der Amerikaner mit einem herzlichen Gelächter.

„Und Sie kennen ihn?“

„Wozu alle diese Fragen, mein lieber Herr Géraud?“ entgegnete Robert, indem er bedeutungsvoll mit den Augen blinkte. „Sie haben seit zwei Minuten gewiß errathen, daß ich im Auftrage des unglücklichen Ludwig von Penhoël nach dem Schlosse gehe.“

Blaise schürte das Feuer an, um sein Entzücken zu verbergen.

Eine Thräne stahl sich über die Wangen des Gastwirths Géraud.

III.

Der Abwesende.

Robert, genannt der Amerikaner, Herr von Blois, war einer von jenen Abenteurern, welche, man weiß nicht wo, geboren und die an keine Scholle gefesselt sind. War er seines Ursprungs ein Franzos oder ein Ausländer? Kein Mensch konnte es sagen. Sein Sprachaccent war der der geborenen Pariser, aber so groß auch Paris ist, kann es doch nicht die Vaterschaft der zahllosen Industrieritter auf sich nehmen, die sich dort eine Heimath bilden. Von Nah und Fern strömen sie dahin, wie von einer unwiderstehlichen Gewalt angezogen, und von diesem großartigen Mittelpunkte aus, wo Talent und Verwegenheit blühen, wo man alle möglichen Kunstgriffe erlernen, wo Jeder ein vollendeter Schauspieler werden kann, wenn er die Atmosphäre der Intrigue nur einathmet, ziehen sie dann, mit allen

Hülfsmitteln reichlich ausgestattet, auf die Eroberung der unschuldigen Provinz aus.

Denn um in Paris selbst zu glänzen, muß man es sehr weit gebracht haben.

Robert de Blois war kein Dummkopf, aber er gehörte nicht zu den überlegenen Subjekten, welche dann und wann die Hauptstadt blenden und dicke Epauletten nebst Herzogstiteln mit in's Bagno bringen. Robert konnte in der Gaunerhierarchie nur zu der höheren Bourgeoisie gerechnet werden.

Es fehlte ihm jedoch keineswegs an ungewöhnlichen Eigenschaften, allein er war noch nicht vollkommen.

Um in kurzen Worten seine moralische Bilanz zu ziehen, besaß er eine sehr wünschenswerthe Unempfindlichkeit, einen großen Takt und einen nicht geringen Theil von jener listigen Gewandtheit, welche auch dem best verschlossenen Herzen ein Geheimniß zu entlocken versteht. Außerdem hatte er Kaltblütigkeit, Geist und ein feines Benehmen. Unter seinen Mängeln stand eine angeborne Unschlüssigkeit obenan, die ihn nur in den bedenklichsten Situationen verließ. Robert eignete sich vortrefflich zu einem verzweifelten Kampfe, wenn er zwischen dem Tode oder dem Siege wählen mußte. Aber sobald er etwas zu verlieren hatte, verwandelte sich seine Verlegenheit in Schwäche. Er blieb auf halbem Wege stehen, aus übergroßer Furcht, sich den schon errungenen Vortheil wieder entreißen zu sehen.

Sank er dann ganz in sein Element zurück, so wurde er wieder ein Mann. Sein Verstand schärfte sich, sein Kopf füllte sich mit neuen Ideen und dann wehe den schlecht verwahrten Thalern!

In Summa war er jedenfalls ein Gauner untergeordneten Ranges, aber höchst gefährlich und seiner Zeit fähig, den höchsten Grad der Geschicklichkeit zu erreichen.

Er trieb das Handwerk bereits seit zehn Jahren, denn mit Beginn seines funfzehnten Jahres hatte er sich zuerst in eine Gaunerbande aufnehmen lassen.

Seitdem hatte er bald als Soldat, bald als Offizier, bald arm, bald reich gearbeitet, indem er zuweilen auch zum gemeinen Betrug herabstieg und seine Freiheit um einiger Franken willen auf's Spiel setzte.

Er steckte sich indessen ein bestimmtes Ziel, und dieses war, genug zu stehlen, um in einem ihm gehörigen Schlosse, mit einer liebenswürdigen Gattin zur Seite den ehrlichen Mann spielen zu können, denn er verachtete die niederen Klassen der Gesellschaft.

Mit Blaise hatte er sich in Paris associirt, in Folge gemeinschaftlicher Geschäftsverbindungen mit einem Hehler, Namens Bibandier, der kurz zuvor in's Bagno von Brest gewandert war, um seine Gefälligkeit zu büßen. Blaise war ein gemeiner Gauner, vielleicht weniger verhärtet und minder furchtsam von Natur als Robert; aber er besaß auch eben so wenig den künst-

lichen Muth, den sich der Amerikaner durch die bloße Kraft seines Willens angeeignet hatte.

Ihre Beinamen hatten sie sich Beide in der Schlacht erworben, wie Scipio Afrikanus und der große Fabius. Um den Sinn der beiden Wörter der „Amerikaner“ und der „Einschläferer“ zu verstehen, braucht man nur die Gazette des Tribunaux dreimal in seinem Leben gelesen haben.

Was endlich Lola betrifft, so hatte Robert sie auf einem gespannten Seile gefunden, auf dem sie tanzte, um keine Schläge zu bekommen.

Kein Mensch hatte sich je die Mühe genommen ihr zu sagen: Dies ist gut und Jenes ist schlecht.

Es würde schwer gewesen sein zu ergründen, was im Innern dieses unglücklichen schönen Mädchens vorging. Wenn man ihre Marmorstirn und den eisigen Glanz ihrer großen schwarzen Augen betrachtete, aus denen zuweilen ein gebieterisches Feuer der Wollust blitzte, so hätte man meinen sollen, daß Gott vergessen habe, in diese schöne Hülle ein Herz zu legen.

Gegenwärtig hatte Robert eine tapfere Stunde, denn seine leeren Taschen und der drohende Hunger gaben ihm Muth. Allein der Kampf schien hart werden zu wollen und Robert erinnerte sich nicht, je einem gefahrvolleren die Stirn geboten zu haben. Sein ruhiges Benehmen und sein heiteres Gesichts verbargen

in diesem Augenblicke die energischste Anstrengung, die er vielleicht in seinem ganzen Leben gemacht hatte.

Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte er hinter seinem Lächeln auf jedes Wort des gutmüthigen Wirths, suchte jede seiner Geberden zu deuten und bot seine ganze Geschicklichkeit auf, um aus dem kleinsten Umstande Vortheil zu ziehen.

Man kann nicht sagen, daß er von Anfang an ohne Ueberlegung gehandelt hätte. Alles, was er gewagt, war das Resultat einer Berechnung, aber es ist eben so gewiß, daß ihn seine bedenkliche Lage zu rasch in die gefahrvolle Prüfung geworfen hatte.

Ohne Waffen und mit dem Muthe der Verzweiflung hatte er die Schlacht begonnen. Es war eine Partie, die man möglicher Weise gewinnen konnte, die aber bei kaltblütiger Betrachtung tausend Chancen des Verlustes darbot.

Dergleichen Partieen verbessern sich zuweilen in den Händen eines geschickten Spielers und ein kluges Manöver kann eine günstige Wendung herbeiführen. Im Verlaufe der Unterredung fühlte Robert seine Befähigung und seine Kraft immer mehr zunehmen. Sein wahnsinniges und unmögliches Beginnen wurde fast leicht und einfach, so vortrefflich hatte er die ersten Schwierigkeiten zu überwinden gewußt. Die verschlossene Thür des Hauses Penhoël öffnete sich ihm allmählig, er besaß schon die Hälfte eines Geheimnisses!

Allerdings konnte noch Mancherlei seinen verwegenen Plan stören und sein Lügengebäude in das Nichts zurückwerfen; aber bis jetzt war er keck im Dunkeln vorwärts geschritten und sein bedächtiger Fuß hatte alle Hindernisse des unbekannten Weges überstiegen.

Als Blaise diesen unverhofft günstigen Anfang gewahrte, glaubte er schon gewonnenes Spiel zu haben und vermochte kaum seine Freude zu unterdrücken.

Der Amerikaner dagegen hatte noch nicht Zeit gehabt sich zu freuen. Er war ganz bei seinem Geschäft uud sein Luchsauge beobachtete fortwährend das Gesicht des Gastwirths, das sein einziger Kompaß war.

Es blieb ihm noch viel, viel zu errathen übrig, und der Weg, auf dem er einige Schritte gewagt hatte, war noch sehr dunkel und unsicher.

Er mußte zum Beispiel wissen was die Thräne bedeutete, welche heimlich über die Wange des guten Géraud gerollt war.

Robert wartete einige Sekunden; dann rückte er mit seinem Stuhle näher, ergriff schweigend die Hand des Gastwirths und drückte sie herzlich, indem er ihn mit vortrefflich gespielter Rührung und Theilnahme fragte:

„Sie lieben ihn also?“

„Glauben Sie mir,“ erwiderte Géraud, indem er sich abwendete, um seine feuchten Augen zu verbergen, „ich bin wahrhaftig kein weinerliches Weib; aber

Herr Ludwig war fast mein Sohn. Wie oft habe ich ihn auf meinem Schooße reiten lassen, wenn der Commandant auf Urlaub nach dem Schlosse kam! ... Zwanzig Jahre habe ich unter dem Commando des Vaters der jungen Leute gedient und wer ihn, wie ich, viele Dutzend Male in der großen Uniform eines Fregattenkapitains auf seiner Quartierbank stehen sah, während seine Kanonen die Engländer in den Grund bohrten, der mußte Leib und Leben für ihn lassen! Und dabei war er so gut und freundlich!"

„Ich habe viel von dem Commandanten von Penhoël gehört," unterbrach ihn Robert.

„Das glaube ich gern, denn wer hätte nicht von ihm gehört? ... Ach, es war eine schöne Zeit! ... aber er ist gestorben und derjenige von seinen Söhnen, der ihm am ähnlichsten war, hat unsre Bretagne verlassen, um nie wiederzurückkehren ... der andre ..."

„Ist der andre seines Vaters nicht würdig?" fragte Robert.

„O ja," rief Géraud rasch. „Gott behüte mich davor, etwas zu sagen, was Sie auf diesen Gedanken bringen könnte! Der jüngere Penhoël ist ein ehrenwerther Mann; aber unser Ludwig ..."

Der Gastwirth hielt inne und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Wie es scheint," dachte Blaise, indem er die Kohlen zusammenschürte, „ist der gute Vicomte mit

den vierzigtausend Franken Renten nicht ganz sechzig Jahr alt, wie wir dachten."

„Ja," fuhr der Wirth fort, „ein Herz wie das unsres Ludwig findet man in der ganzen Welt nicht mehr! ... Aber da Sie in seinem Auftrage kommen, können Sie mir wohl sagen, wo er sich befindet und was er thut?"

„Er lebt in den Vereinigten Staaten," antwortete der Amerikaner ohne Besinnen, „und ist Oberleutnant in der Armee des Congresses."

„Wirklich?" versetzte Géraud, „der brave junge Mann! ... Fühlt sich auch glücklich?"

„Er hat sein Geheimniß Niemandem mitgetheilt," entgegnete Robert, indem er die Augen zum Himmel empor richtete; „aber ohne Grund exilirt man sich nicht so freiwillig. Gott schütze ihn!"

Es entstand eine Pause, welche Robert dazu benutzte seine Batterieen zu ordnen.

„Genug davon," sagte er plötzlich, indem er sich scheinbar seiner wehmüthigen Stimmung entriß; „ich könnte zwar den ganzen Tag von dem lieben guten Ludwig sprechen, aber ich glaube, es ist besser, wenn wir auch an unsere Geschäfte denken."

„Wenn Sie einen Brief auf das Schloß zu besorgen haben," sagte der Wirth, „so will ich meine graue Stute satteln und sogleich aufbrechen ..."

Robert schüttelte den Kopf.

„Hat er seit seiner Abreise geschrieben?“ fragte er dann.

Diese für ihn hochwichtige Frage sprach er in einem feierlich gemessenen Tone aus.

„Ein einziges Mal,“ antwortete Géraud, „ohngefähr ein Jahr nach seiner Entfernung.“

„Dann müssen wir annehmen, Herr Géraud, daß er seine Gründe gehabt hat, um so lange zu schweigen. Warum sollte er jetzt nach vierzehn Jahren wieder schreiben?“

„Sie haben Recht ... es ist wahr,“ versetzte der Wirth; „und doch liebte er seinen Bruder so zärtlich ... Ich weiß nicht, was ich von der Sache denken soll.“

Er hielt inne und fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als ob er seine Erinnerungen zurückrufen wollte.

„Es kann nie zwei Brüder gegeben haben, die sich so geliebt hätten,“ sprach er weiter und der Amerikaner hütte sich wohl, ihn diesmal zu unterbrechen. „Von der Wiege an bis in ihr zwanzigstes Jahr sah man sie nie getrennt, man hätte glauben sollen, daß sie zusammen nur Eine Seele besäßen. Dann wehete plötzlich, noch zu Lebzeiten des alten Herrn und der gnädigen Frau, die jetzt als Heilige im Himmel wohnen, ein Unglückswind über das Schloß. Ein junges Mädchen, schön wie die Engel ...“

Der Wirth hielt abermals mit einem tiefen Seufzer inne. Der Amerikaner war ganz Ohr.

„Man weiß nicht was geschehen ist," fuhr Géraud fort. „Die Pontales kamen damals auf das Schloß, und wenn ein Pontales die Hand eines Penhoël drückt, so lacht der Teufel in der Hölle!"

Es drängte sich eine Frage auf Roberts Lippen, aber er zwang sich zum Stillschweigen.

„Es ist wie Wasser und Feuer," hob der offenherzige Géraud wieder an. „Die Pontales besaßen ehedem ein kleines Haus in der Haide und mein Vater hat noch gesehen, daß sie Holzschuhe trugen. Jetzt gehört der Wald und das große Schloß ihnen. ... Aber wovon sprach ich doch? ... ja ... Fräulein Martha war das schönste Mädchen der ganzen Gegend und man glaubte, daß sie Herrn Ludwig liebte, worüber sich nicht wenige Leute wunderten. Ludwig reis'te ab, und die ihm unterwegs begegneten, sahen Thränen in seinen Augen. René, der jüngere Bruder, heirathete Fräulein Martha und seitdem hörte man den Namen Ludwig's, der zehn Meilen in der Runde noch in allen guten Herzen lebt, auf dem Schlosse fast nie mehr nennen."

Hätte der Amerikaner eine wohlgefüllte Börse gehabt, so würde er diese kurze und ganz unbestimmte Mittheilung gut bezahlt haben.

„Ludwig hat mir von diesen Pontales erzählt," sagte er, „aber daß sie so reich sind, wußte ich nicht."

„Sie sind dreimal so reich als die Penhoël!“ rief Géraud mit zorniger Heftigkeit. „O, der alte Pontales mit seinem ehrlichen Gesicht ist ein durchtriebener Fuchs und sein weißer Kopf enthält mehr Schlauheit als ein halbes Hundert bretagnischer Köpfe. Zum Glück hat ihn der gnädige Herr noch einmal vom Schlosse vertrieben, denn es schwebte schon genug Unheil über Penhoël!“

Er schwieg. Robert wartete einen Augenblick, in der Hoffnung, noch mehr über Ludwig von Penhoël zu erfahren; aber der Wirth sprach nicht weiter und man konnte deutlich sehen, daß er Alles gesagt hatte, was er wußte.

„Ich bitte Sie, Vater Géraud,“ sagte Robert daher, „nicht mehr von Ludwig zu sprechen. Ich habe Sie eigentlich schon zu lange angehört, aber ich wollte Sie nicht unterbrechen ... und doch ist meine Zeit beschränkt. Sagen Sie mir lieber, wie es jetzt auf dem Schlosse aussieht. ... Wenn Penhoël auch nicht schreibt, so will er doch, daß man ihm Nachricht zukommen läßt und die geringste Kleinigkeit wird ihm erwünscht sein.“

Der Gastwirth hegte keinen Argwohn mehr. Er hätte diesem Manne, der ihm die Nachricht von dem ältesten Sohne seines Gebieters brachte, das Theuerste anvertraut.

„Auf dem Schlosse,“ erwiderte er, „leben sie

wie ich glaube, ganz zufrieden und glücklich. In funfzehn Jahren kann man Vieles vergessen, wenn man den festen Willen hat, sich nicht zu erinnern! Der jüngere Sohn hat einen großen Theil der Familienbesitzungen, die während der Revolution verkauft wurden, wieder an sich gebracht. Wenn es also auch wegen der Pontales, die im Jahre 93 das alte Schloß, den Wald des Cosques und viele andre Familiengüter gekauft haben, nicht das reichste Haus des Landes ist, so ist es doch trotz Allem, was geschehen sein mag, noch immer das angesehenste. Wenn Sie an Herrn Ludwig schreiben, so sagen Sie ihm, daß die Tochter seines Vaters, das kleine Fräulein Blanca von Penhoël, so schön und sanft ist, daß die Leute sie von Carentoir bis Redon nur den Engel nennen. Die gnädige Frau hat ihre Schönheit nicht verloren, obgleich schon seit langer Zeit ein Schleier von Blässe über ihre Züge gebreitet ist. Sie erscheint nicht mehr bei den Festen der benachbarten Schlösser, aber die Armen kennen sie und beten für sie, denn sie ist die Vorsehung aller Unglücklichen. Der gnädige Herr ist ein guter Gatte und Vater, obgleich seiner Zeit manche Leute sagten, er werfe zuweilen sonderbare Blicke auf die Wiege der kleinen Blanca. ... Er bedenkt die Kirche, liebt den König und seine Thür ist stets offen: mit Einem Worte, er ist ein Penhoël. Aber das Schloß hat jetzt noch andere Bewohner und ich bin überzeugt, es würde das Herz des

guten Herrn Ludwig erfreuen, wenn er die beiden Töchter des Oheims Johann sähe."

„Der brave Oheim!" bemerkte Robert, der eine Gelegenheit suchte, um seine Rolle fortzusetzen und mit Allem bekannt zu scheinen.

„Man nennt ihn immer den Oheim in Holzschuhen," versetzte Géraud; „ich wolte, daß er Ihnen oft von ihm erzählt hat."

„Mehr als hundert Mal!"

„Ja, er hatte ihn sehr lieb und der Oheim hat ihn nicht vergessen. Wie oft habe ich ihn nicht sein weißes Haupt senken und eine Thräne unter seinen Wimpern hervorquellen sehen, wenn ich von dem Neffen Ludwig sprach! ... Wenn Sie an unsern jungen Herrn schreiben, so müssen Sie ihm dies Alles mittheilen und ihm auch sagen, daß der Oheim in seinen alten Tagen zwei Töchter bekommen hat, die wo möglich noch schöner sind als Blanca von Penhoël. Sie sind gleichsam die guten Genien des Hauses, ihr heiteres Lächeln erwärmt das Herz, es ist, als könnte unter das Dach, welches sie bewohnen, nimmer ein Unglück einziehen, und dennoch. ..."

Géraud hielt einen Augenblick inne und setzte dann mit unwillkürlich gedämpfter Stimme hinzu:

„Hat Ihnen Herr Ludwig zuweilen etwas von Benedict Haligan erzählt?

Robert that, als suchte er sich zu erinnern.

„Benedict, der Fährmann ...“ ergänzte Géraud.

„Warten Sie ... Benedict heißt er? ...“

„Ja, Benedict der Zauberer!“

„Ah, ganz recht ... ein merkwürdiger Kauz!“

„Manche lachen über ihn, ich aber weiß, daß er ganz sonderbare Dinge weiß.“

Der Wirth schüttelte den Kopf und fuhr noch leiser fort:

„Herrn Ludwig dürfen Sie davon nichts sagen, wenn Sie an ihn schreiben; aber Benedict meinte, die süßen Freuden des Schlosses würden bald ein Ende nehmen ... alle seine schöne Bewohnerinnen würden in den Himmel gehen, der Engel wie auch die beiden Töchter des Oheims, Cypriane, das lebensfrohe Kind, und Diana, das fromme Mädchen. ...“

„Welcher Unsinn!“

„Ja, ja, Benedict sieht sie im Traume mit langen weißen Kleidern, wie Leichengewänder, angethan. Doch vielleicht hat sich Benedict dieses eine Mal in seinem Leben geirrt. ... Gott gebe es, daß meine Augen sich schließen, ehe sie dies sehen müssen!“

Der Wirth ließ den Kopf auf die Brust sinken und gab sich seinen Gedanken hin. Nach einigen Sekunden trat ein schmerzliches Lächeln auf seine Lippen und er sagte mit tief bewegter Stimme:

„Die lieben Kinder! ... Aber Sie werden den Engel kennen lernen, und auch Dianen und Cyprianen,

die Perlen der Gegend, in ihren gestreiften wollenen Röcken und den Bauerhäubchen, welche ihr edles Haar bedecken, denn obgleich sie aus dem reinsten Blute der Penhoël stammen, so besitzen sie doch nichts auf dieser Welt und der Oheim Johann, ihr Vater, will, daß sie sich kleiden wie die armen Dorfmädchen. Aber wären sie auch in Lumpen gehüllt, so müßte man sie dennoch ehrerbietig begrüßen, wenn man ihnen begegnet, denn sie sehen aus wie kleine Königinnen! Wie könnten sie auch nicht schön sein?“ setzte der gute Géraud traurig lächelnd hinzu, „sie sind ja ganz sein Ebenbild. ...“

„Wessen Ebenbild?“

„Des älteren Penhoël ... sie sehen ihm so ähnlich wie zwei Töchter ihrem Vater.“

„Der arme Oheim!“ seufzte Robert.

„Es ist eine fromme Familie,“ fuhr Géraud in fast strengem Thone fort, „und unser Ludwig verehrte die Mutter der beiden jungen Mädchen wie seine eigne Mutter.“

Der Amerikaner hatte schon sein vergnügtes Lächeln abgelegt.

„Wenn Sie ihm dies Alles mitgetheilt haben,“ fuhr der Wirth fort, „und Sie haben noch ein wenig Platz für den Namen eines einfachen Mannes, so schreiben Sie ihm zuletzt, daß am Hafen von Redon ein alter Diener der Familie wohnt, der sein Blut bis auf den letzten Tropfen für ihn lassen würde.“

„Dazu wird sich immer ein Plätzchen finden, mein wackerer Herr Géraud," erwiderte Robert de Blois. „Aber haben Sie mir jetzt alle Bewohner des Schlosses genannt?"

„Noch nicht. Der alte Oheim hat auch einen Sohn, der älter ist als Cypriane und Diana; er heißt Vincenz und ist bis jetzt der einzige männliche Erbe des Namens Penhoël, ein braver junger Mann, nur ein wenig rauh und menschenscheu, aber offen und gutherzig. Endlich lebt noch der Adoptivsohn des Vicomte und seiner kleinen Gemahlin auf dem Schlosse, welcher Roger Launoy heißt... Er ist ein leidenschaftlicher Feuerkopf, der zu vielen Thorheiten fähig ist; aber ich habe ihn lieb wegen seiner aufrichtigen Liebe, die er der gnädigen Frau zollt."

„Wie weit ist es eigentlich von hier nach dem Schlosse?"

„Zwei starke Stunden."

„Und ist der Weg gut?"

„Nein, er ist abscheulich, aber er führt ganz gerade bis zur Fähre von Port Corbeau."

Robert sah aus dem Fenster und schien die Höhe der Sonne zu messen, welche die Häuser des Hafens Saint Nicolas mit einem mattgelben Lichte beschien.

„Wir müssen sogleich aufbrechen," sagte er.

„Jetzt?" rief der Wirth. „Das ist unmöglich, denn es ist keine Stunde mehr Tag."

„Sie sagten ja, der Weg sei ganz gerade...“

„Allerdings, aber er ist durch die letzten Regengüsse erweicht und an mehr als dreißig Stellen von tiefen Lachen durchschnitten.“

„Mit guten Pferden braucht man diese nicht zu fürchten,“ entgegnete Robert.

„Doch zuweilen,“ versetzte der Wirth. „Und dann vermögen die Pferde nichts gegen die Uhlanen.“

„Wer sind die Uhlanen?“

„Eine Bande von Schurken, die Gott weiß woher gekommen sind und sich über die Gensdarmerie lustig machen. Es giebt zu viele gut verborgene Winkel in unseren Haiden.“

„Es wäre doch der Teufel,“ sagte Robert, „wenn uns die Uhlanen gerade diesen Abend auflauerten.“

„Das hat schon Mancher gesagt und es dann bereut,“ erwiderte Géraud. „Eben fällt mir auch ein, daß Sie im Dunkeln bei der Fähre von Port Corbeau ankommen, und die Leute im Oberlande sagen, der Aust sei ausgetreten.“

„Welche Gefahr kann dabei sein, wenn man es weiß und darauf vorbereitet ist?“

„Da Sie im Auftrage des ältern Penhoël kommen,“ entgegnete der Wirth, „so interessire ich mich für Sie wie für einen Freund. Ich bitte Sie daher, brechen Sie jetzt nicht auf, denn wenn Sie unter Penhoël von

der Ueberschwemmung überrascht würden, so könnten Sie nur Ihre Seele Gott befehlen.“

Der Amerikaner überlegte einige Augenblicke.

Blaise, dem diese lange Aufzählung der Gefahren des Wegs eben nicht sonderlich behagte, hatte große Lust, die Vorsicht des guten Géraud zu unterstützen; aber es fehlte ihm der Muth dazu, weil sich Robert ihm gegenüber eine weit überlegenere Stellung erobert hatte.

Er sah ein, daß es seine Rolle war zu schweigen, und er schwieg daher.

„Vielleicht bleiben wir lange in Penhoël,“ sagte jetzt der Amerikaner aufstehend, „aber unter gewissen Umständen müssen wir darauf gefaßt sein, schon morgen früh wieder abreisen zu können. Auf der andern Seite ist aber mein Auftrag von der Art, daß er niemand Anderem anvertraut werden kann. Sie werden dies einsehen, Vater Géraud,“ setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu; „mein Zweck ist nicht allein der, den Besitzer von Penhoël zu besuchen...“

„Sie müssen vielleicht auch mit der gnädigen Frau sprechen?“ bemerkte der Wirth schüchtern, als ob er fürchtete seinen Gedanken zu deutlich auszudrücken.

Robert neigte bejahend den Kopf.

Die letzte Frage des Gastwirths war gleichsam das Complement zu den vorher gemachten Mittheilungen gewesen. Sie öffnete dem Amerikaner einen ganz

neuen Horizont und er wußte jetzt vielleicht mehr als der gute Géraud selbst.

„Welches auch der Erfolg unsres Besuchs auf dem Schlosse sei,“ sagte er zu diesem, „so sehen Sie uns doch jedenfalls morgen wieder, die Uhlanen müßten uns denn unterwegs verschlingen. Ich muß vorher noch einmal nach Redon, theils um einiges wichtige Gepäck abzuholen, das ich auf dem Postbureau gelassen habe, theils um das Nöthige zu bestellen, damit ich weiter reisen kann, im Fall ich mich bewogen finden sollte, die Gastfreundschaft in Penhoël nicht lange in Anspruch zu nehmen. Für jetzt bitte ich Sie nur, uns zwei gute Pferde satteln zu lassen.“

„Sie sind also fest entschlossen noch diesen Abend aufzubrechen?“

— „Unwiderruflich. Doch es wird spät und je eher die Pferde bereit sind, um so mehr werden Sie mich verbinden.“

Dies wurde in einem Tone gesagt, der keine Widerrede gestattete. Der Wirth zum gekrönten Hammel entfernte sich, indem er die Litanei seiner Einwendungen: die hereinbrechende Dunkelheit, die Lachen, die Uhlanen und die Ueberschwemmung vor sich hin murmelte.

Als er die Thür im Rücken hatte, sprang Blaise von seinem Stuhle auf und rief:

„Gewonnen! gewonnen! Famos, Herr Robert,

Du bist noch stärker als ich geglaubt habe! ... Wahrhaftig, jetzt träte ich meinen Antheil an dem Geschäft nicht für tausend Thaler ab!“

„Noch sind wir nicht über den Berg,“ erwiderte der Amerikaner mit gedankenschwerer Miene; „wir haben noch mehr als Ein Hinderniß zu beseitigen.“

„Die Uhlanen?“ begann Blaise.

„Im Gegentheil,“ erwiderte er, „diese veranlassen mich gerade, noch diesen Abend aufzubrechen, denn sie müssen den Mangel unsres Gepäcks erklären... Wir sind unterwegs ausgeplündert worden und der traurige Zustand, in dem wir uns befinden, kann nur Theilnahme erwecken.“

„Du hast wahrhaftig Recht,“ sagte Blaise. „Ich weiß nicht, ob Du auf der ganzen Erde Deines Gleichen findest!“

Eine Bewegung Lola's hinter ihren Bettvorhängen schien plötzlich den Ideengang des Amerikaners zu ändern.

„Wo Teufel hatte ich meine Gedanken?“ rief er aus. „Rasch, laufe dem Wirthe nach ... ich habe nur zwei Pferde bestellt und wir brauchen drei.“

„Das ist die Hauptklippe,“ murmelte Blaise, dessen Stirn sich verfinsterte. „Hätten wir das Mädchen nicht auf dem Halse, so würdest Du der Napoleon der Geschichte sein ... aber ich bitte Dich um Gottes willen, was sollen wir dort bei den guten Leuten mit ihr anfangen?“

„Bestelle sogleich noch ein Pferd!“

Mit verdrießlichem Kopfschütteln ging Blaise auf die Thür zu, um zu gehorchen. Aber ehe er noch die Schwelle überschritten hatte, schien Robert sich anders zu besinnen.

„Bleib hier,“ rief er ihm nach; „wir können damit bis morgen warten, dies enthebt uns zugleich der Nothwendigkeit, unsre Rechnung mit dem alten Géraud zu ordnen.“

„Meine Meinung ist,“ erwiderte Blaise, „daß wir sie als Bezahlung für unsern Wein und Eierkuchen ganz hier lassen könnten.“

Robert schlug die Vorhänge des Betts zurück. Die Strahlen der untergehenden Sonne warfen einen matten goldenen Schein auf das Gesicht des schlummernden Mädchens.

Sie schien zu lächeln...

Der Amerikaner streckte die Hand nach ihr aus, und ein Ausdruck sarkastischer Heiterkeit umspielte seine dicken Lippen.

„Du bist ein Narr!“ sprach er dann mit dumpfer Stimme; „es lebt ein noch junger Mann auf dem Schlosse, der ohne Zweifel einen einfachen und feurigen Charakter besitzt wie alle Bretagner. Seine Frau liebt ihn nicht, denn sie denkt an den Abwesenden ... und sieh, wie schön unsre Lola ist!“

IV.

Die Bostonpartie.

Ohngefähr drei und eine halbe Lieue von Redon, ein wenig rechts ab von der Straße nach Vannes, durchschneidet der Fluß Oust einen hohen Berg, um in die Sümpfe von Glénac zu gelangen. Zwischen den beiden Hälften des Berges ist kein andres Thal als das schmale Bett des Flusses, das von Menschenhand gegraben zu sein scheint.

Im Osten dieses Durchschnitts ist die Gegend bergig und von unwirthlichem Ansehen. Gegen Nordwesten aber erweitert sich das Thal plötzlich am Ausgange der vom Oust gebildeten Schlucht zu einer großen Ebene, die sich bis in unabsehbare Ferne zwischen zwei Reihen parallel laufender kleiner Berge erstreckt.

Im Sommer ist es ein unermeßlicher Wiesenteppich, auf dem das Auge in der Ferne den Lauf des Oust und einiger anderer Flüßchen verfolgt, die sich

nähern und entfernen, indem sie sich gleich dünnen Silberfäden mit einander verschlingen. Im Winter dagegen ist es ein großer See, der seine Wellen hat, wie das Meer, und in welchem der Perlmutterfischer seinem unsicheren Fange nachgeht.

Im Sommer sieht man, so weit das Auge reicht, auf dem grünen Rasen weidende Heerden von kleinen Pferden, Rindern und zwergenhaften Schafen, deren Fleisch von den Feinschmeckern des Departements Ille und Vilaine sehr geschätzt wird.

Alle umliegenden Dörfer und Weiler schicken ihr Vieh auf diese gemeinschaftliche Weide. Die Gegend ist arm und Jedermann benutzt daher die wohlfeile Gelegenheit, so daß sich in manchem Monate des Jahres eine ununterbrochene zahllose Heerde von der Schlucht des Oust, welche den Namen Port Corbeau führt, bis in die Nähe der Vilaine erstreckt. Die in lachende Wiesen verwandelten Moräste von Glénac und Saint-Vincent gewähren um diese Zeit den Anblick eines glücklichen Arkadiens.

Im Winter sieht man da, wo die Heerden weideten, nur große Kähne. Nur einige kleine Inselchen stören hier und da die spiegelglatte Einförmigkeit des großen See's, auf dem unzählige Schwärme von Wasservögeln die Stelle des Viehs ersetzen.

Anstatt des heiter belebten Thales wird die Ebene dann eine stille und düstere Einöde, in der sich an kal-

ten Morgen das riesige Gespenst der „weißen Frau“ erhebt.

Die ganze Gestaltung des Landes bewirkt, daß diese Veränderung fast immer mit einer überraschenden Schnelligkeit stattfindet. Einige Stunden genügen zuweilen, um die Gegend vollständig zu verwandeln, und nie bedarf es dazu mehr als Einer Nacht.

Durch den Einschnitt des Port Corbeau strömen die beiden vereinigten Hauptzuflüsse des kleinen Meeres: der Dust und die Verne, herbei.

Der Dust ist ein ruhiger Fluß, dessen Schlangenwindungen die Krümmungen der oberen Seine nachzuahmen scheinen; die Verne aber schwillt bei dem geringsten Regen an und verwandelt ihren schmalen Wasserfaden jeden Herbst in einen furchtbar reißenden Strom.

Von dem Teiche an, in welchem er einige Stunden von da entspringt, bis zum Port Corbeau trotzt die bergigte Beschaffenheit des Bodens der Ueberschwemmung; aber sobald sie sich durch den Hügeleinschnitt gedrängt hat, findet das siegreiche Wasser kein Hinderniß mehr und der Dust und die Verne stürzen sich schäumend und brausend durch die enge Schlucht in die Ebene, wo die Heerden vor ihnen fliehen.

Wenn dieses periodische und rasche Steigen des Wassers eintritt, geht ein berittener Bote von den Quellen der Verne ab und galoppirt dem Laufe der Ueberschwemmung voraus. Er eilt die Ufer des klei-

nen Flusses entlang und am Eingange der Ebene verkündet sein schauerliches Horn die nahe Ankunft des drohenden Wassers.

Eine halbe Stunde nach dem Ertönen des Unglückshornes entsteht ein großes Geräusch in der Schlucht und ein weißes Schaumtuch überzieht die Straße von Redon, welche zuerst unter dem Wasser verschwindet.

Von dem Hügel aus gesehen, welcher durch den Port Corbeau in zwei Hälften zerschnitten wird, gewährt die Gegend stets einen wundervollen Anblick, sowohl wenn der Oust und die Verne ruhig in ihren geschlängelten Betten dahin fließen, als auch wenn die Ueberschwemmung ihren bläulichen Spiegel bis in unabsehbare Ferne erstreckt. Auf der Seite des Morastes bemerkt man eine Kette bewaldeter Hügel, auf deren Rücken sich die Häuser einiger Dörfer mit ihrem spitzen grauen Kirchthurme zeigen. In der Richtung von Vannes sieht man die dunkle Linie des alten Waldes von Penhoël, vor dem sich das schöne Schloß erhebt, welches früher denselben Namen führte, das aber zu der Zeit, wo unsre Geschichte spielt, Herrn von Pontalès gehörte.

Auf der andern Seite der Hügel, gegen Norden und Osten zu, ist es eine unermeßliche Haide, an die sich, drei Stunden von dort, die Dörfer Renac und Saint-Jean lehnen. So weit das Auge reicht, erblickt man das matte Roth seiner Gebüsche, von wel-

chem hier und da der weiße Flügel einer Windmühle absticht.

An dem der Straße nach Redon gegenüberliegenden Ufer des Dust befindet sich eine mit Stroh gedeckte und unter den Kastanienbäumen, mit denen der Abhang bepflanzt ist, halb verborgene kleine Hütte. Es ist die Hütte des Fährmannes von Port Corbeau, dessen Fähre am Ausgange der Schlucht steht.

Ueber dieser Hütte läuft eine uralte Mauer am Rande der Schlucht hin. Diese noch feste und unter ihrer Epheubekleidung nicht zerklüftete Mauer zieht sich in schräger Richtung bis auf zwanzig Schritt vom Wasser herab. An ihrem östlichen Ende befindet sich ein halbverfallenes Thürmchen, das die Landleute unter dem Namen Tour du Cadet kennen.

Dies sind die einzigen Ueberreste eines festen Schlosses, welches den Herren von Penhoël gehört und wahrscheinlich dazu gedient hatte, die Thalschlucht des Dust zu bewachen.

Die massive Mauer trug ehedem eine Reihe von Festungswerken, von denen die Tour du Cadet einen Theil bildete und welche die ganze Umgegend beherrschten. —

Im Jahre 1817 hatten diese starken Grundmauern schon nicht mehr ihre Krone von gezahnten Wällen und trugen nur noch ein kleines modernes

Schloß, das zu Ende der Regierung Ludwigs XV. erbaut worden war.

Hier hatten bis zur Revolution die jüngeren Sprößlinge der reichen Familie Penhoël gewohnt, während die älteren das jetzt den Pontalès gehörende große Schloß inne hatten.

Das kleine Schloß war vollkommen wohl erhalten und in einem ziemlich freundlichen Style erbaut; da es aber am äußersten Rande einer Plattform über einem drohenden Abgrunde schwebte, so hatte es ein düstres und ödes Ansehen.

Die Façade, welche aus einem kleinen Mittelgebäude und zwei Seitenflügeln bestand, war den Sümpfen zugewendet und schien schwermüthig über die grünen Anhöhen von Glénac hinweg nach dem alten Schlosse zu blicken, welches früher die ältere Linie der Penhoël bewohnte. Ohngeachtet der Entfernung konnte man noch die stolze Bauart des Schlosses erkennen, das sich trotzig auf dem höchsten Punkte der Umgegend erhob und von einem prächtigen Waldgürtel umgeben war.

Die Dunkelheit war schon seit einiger Zeit hereingebrochen und es mochten etwa zwei Stunden vergangen sein, seitdem Robert von Blois mit seinem Bedienten den Gasthof zum gekrönten Hammel am Hafen von Redon verlassen hatten.

Der Oust floß ruhig zwischen den beiden Abhän-

gen der Schlucht hin und trotz der zunehmenden Dunkelheit sah man noch die hellen Wasserbäche sich auf dem dunklen Rasen des Morastes abzeichnen.

Der Theil von der Straße von Redon, welcher nach dem Port Corbeau hinunter führte, war vollkommen trocken und die kleinen Wellen, die sanft in der Tiefe plätscherten, entfernten jeden Gedanken an eine Gefahr.

Ein Landbewohner indessen, der die Gegend genau kannte, würde leicht die Nähe einer gefahrdrohenden Krisis geahnet haben.

Die Ebene war in der That im Augenblicke stiller als gewöhnlich. Das Vieh war augenscheinlich heimgekehrt, und Gott weiß, daß die kleinen bretagnischen Pferde sich sonst nicht davor fürchten, die Herbstnächte unter freiem Himmel zuzubringen. An diesem Abend aber war der Moor eine völlige Einöde.

Ein andres und nicht minder bedeutendes Symptom zu Besorgnissen zeigte sich unter der Gestalt eines vor der Hütte des Fährmanns zwischen den Kastanienbäumen hervorschimmernden Lichtes.

Benedict Haligan hätte gewiß nicht ohne Noth eine angezündete Laterne an seine Thür gestellt.

Außer diesem Lichte bemerkte man durchaus nichts in der Gegend, und um ein andres Licht zu sehen, mußte man den Blick zum Gipfel des Hügels erhe-

ben, wo die schwach erleuchteten Fenster des Schlosses glänzten.

Hier war die Familie Penhoël in einem ziemlich großen Gemache versammelt, dessen bescheidene Ausstattung gleichwohl den blühenden Styl des achtzehnten Jahrhunderts erkennen ließ. In dem großen Kamin von braunem Marmor brannte ein tüchtiges Feuer, welches das Zimmer fast eben so gut erhellte, als das Licht der Kerzen.

In diesem Gemache finden wir alle die von dem alten Géraud im vorigen Kapitel erwähnten Personen damit beschäftigt, die langsam verstreichende Zeit zu tödten.

An der einen Seite des Kamins saßen der Besitzer von Penhoël, der Oheim Johann und zwei Gäste des Schlosses um einen kleinen viereckigen Tisch und spielten Karte.

René von Penhoël war ein Mann von etwa fünfunddreißig Jahren und kräftiger Gestalt, welcher Anspruch auf den Titel eines schönen Kavaliers machen konnte. Seine regelmäßigen Gesichtszüge waren nur ein wenig zu voll und die Locken seines kastanienbraunen Haares fielen über eine Stirn herab, der es an männlicher Energie fehlte. Der Gesammtausdruck seines Gesichts verrieth ein träges und phlegmatisches Temperament.

Der Oheim Johann war ein schöner Greis.

Man konnte sich unmöglich ein ehrwürdigeres Antlitz denken. Eine unbegrenzte Herzensgüte sprach aus seinen großen blauen Augen, die fast immer schüchtern gesenkt waren. Ein Kranz feiner weißer Haare umgab seine breite und ein wenig zurücktretende Stirn; sein Lächeln war sinnend und liebreich wie das einer Frau.

Er sprach wenig, und wenn er es that, mußte man sich wundern, eine so weiche und wohlklingende Stimme aus einem sechzigjährigen Munde kommen zu hören.

Er trug die Barchentjacke der Bewohner des Morbihan und seine Fußbekleidung bestand in plumpen, mit Schafpelz gefütterten Holzschuhen.

Die beiden anderen Spieler waren der Vater Chauvette, der Schulmeister des Dorfes Glénac, und Herr Protais Le Hivain, der Rechtsgelehrte und Anwalt der Gegend, dem das Amt oblag, die Prozeßsucht fünf bis sechs Stunden im Umkreise zu kultiviren.

Der Vater Chauvette war ein kleiner korpulenter Mann von einfachem Verstande und Charakter, der mit Jedermann zufrieden war, ausgenommen mit Herrn Le Hivain, seinem natürlichen Feinde. Der Mann des Gesetzes hatte ein schmales, hageres und galliges Gesicht, das beständig zu lächeln versuchte. Ohngeachtet seiner demüthigen und erzwungenen Freundlichkeit sah man es ihm an, daß er einen mißgünstigen und hämi-

schen Charakter besaß. Sein langer knochiger Kopf mit schwarzen, glatt aufliegenden Haaren, hatte den kleinen Chauvette veranlaßt, ihm den wissenschaftlichen Beinamen Macrocephalus zu geben, und so oft der gute Schulmeister sich diesen Scherz erlaubte, setzte er als Anmerkung hinzu: „Eine Gattung Coleopteren, deren Name aus dem Griechischen hergeleitet ist und die einen langen Kopf haben, wie Herr Le Hivain..“

Auf dem Tische, an welchem die vier Spieler saßen, erblickte man außer den Karten und den Talglichtern fünf gefüllte Markenkästchen und eine gedruckte Tabelle, welche die Regeln des Bostonspieles enthielt.

Die andere Seite des Kamins war von einer zahlreicheren Gruppe eingenommen, in welcher das weibliche Element vorherrschte. Dem Feuer zunächst saß in einer großen, mit geranktem Stoffe überzogenen Bergère eine noch junge Dame, deren regelmäßig schönes Gesicht einen Ausdruck sanfter Würde hatte. In ihren Armen lag ein zwölfjähriges Mädchen, deren blonder Kopf an ihrem Busen ruhte.

Dies war die Vicomtesse Martha von Penhoël und ihre Tochter Blanca, der die guten Leute der Gegend zwischen Carentoir und Redon den Beinamen: „der Engel“ gegeben hatten.

Die Landbewohner sind poetischer Natur. Man sagte, der Engel von Penhoël sei zu gut und zu schön

für diese Erde und Gott würde ihn daher bald in sein Paradies aufnehmen.

Um diesen Glauben gewissermaßen zu bestärken, lag oft eine krankhafte Blässe auf Blanca's Gesicht und aus ihrer idealen Schönheit sprach Schwäche und Melancholie.

Gegenwärtig schien sie zu schlummern. Man sah nicht das Azurblau ihrer großen Augen und die langen Wimpern ruhten auf ihren Wangen. Ihr zarter, aber lieblich geformter Körper lag auf dem Schooße ihrer Mutter, deren Blick mit einem Ausdrucke liebevoller Zärtlichkeit auf sie herabgesenkt war.

Dann und wann wendete der Gebieter von Penhoël die Augen von seiner Spielpartie ab und warf einen flüchtigen Blick auf diese reizende Gruppe. Er betrachtete sie gleichsam nur verstohlen und es würde schwer gewesen sein, sich das Gefühl von Mißbehagen zu erklären, welches dann sein Gesicht verfinsterte.

Sein freundliches Lächeln erhielt einen schmerzlichen Anflug, er legte seine Karten auf den Tisch und füllte einen kleinen silbernen Becher, der neben ihm auf einem Pfeilertischchen stand, mit Branntwein.

Außerdem befand sich noch eine andere Person im Zimmer, welche den Engel viel öfter anblickte; dies war ein achtzehnjähriger junger Mann, der eine Jacke von grobem Tuche und graue Leinewandhosen trug. Ein Wald von hellbraunen Haaren scheitelte sich auf

seiner Stirn und fiel bis auf die Schultern herab. Sein Gesicht war edel geformt und sein von der Sonne gebräunter Teint verrieth eine frühzeitige Manneskraft. Ohngeachtet des unheimlichen und fast wilden Feuers, das aus seinen Augen blitzte, mußte man ihn schön nennen.

Dies war Vincenz, der Sohn des armen Oheims Johann und der einzige männliche Erbe des Namens Penhoël.

Sein großes und funkelndes Auge schien durch eine von ihm unabhängige Gewalt auf seine Cousine gerichtet zu sein. Blanca, die noch ein Kind war, hatte bereits eine stürmische und enthusiastische Liebe eingeflößt.

In dieser Liebe lag Bewunderung, Ehrerbietung und Begeisterung, daneben aber auch ein tiefer Schmerz, denn die kräftige Natur des jungen Mannes schien zuweilen unter quälenden Gedanken zu erliegen.

Er saß ein wenig seitwärts von den beiden Gruppen, den Kopf auf eine Hand gestützt, die sich in den ungeordneten Massen seines dichten Haars verlor. Er schwieg und in Folge seiner gänzlichen Unbeweglichkeit hätte man glauben können, er schliefe; aber der glühende Strahl seines nie ruhenden Auges bewies das Gegentheil.

Hinter der Vicomtesse, die wir „Madame“ nennen wollen, um uns den Sitten des Schlosses zu fügen, zischelte und kicherte eine kleine Gesellschaft, die

aus einem jungen Manne und zwei jungen Mädchen bestand.

Der junge Mann, welcher Roger von Launoy hieß, stand mit Vincenz ohngefähr in gleichem Alter; er war ein schöner Jüngling mit muthwilligem Gesicht und gewandtem Benehmen, der Typus eines ächten Pagen.

Seine beiden Gesellschafterinnen, welche etwa vierzehn bis funfzehn Jahre alt sein mochten, waren wirklich die lieblichsten Geschöpfe, die aus der Phantasie eines Malers hervorgehen können.

Nach dem Willen ihres Vaters, des Oheims Johann, waren sie beide als Landmädchen gekleidet; aber es lag eine so reizende Koketterie in ihrem Anzuge, daß mehr als eine schöne Dame sie darum beneidet haben würde. Ihre einander ganz gleichen, langen, braunen Haare quollen in üppigen Locken unter den eng anschließenden Hauben hervor und bei jeder Bewegung umspielten sie wogend ihren schneeweißen Hals, von dem sich eine schwarze Schnur abzeichnete, an welcher ein goldenes Kreuz hing. Ihr feiner und geschmeidiger Oberkörper war in ein braunes Mieder eingeschlossen und ihre Hüften umgab ein kurzer gestreifter Rock. Außerdem fehlte ihrem Anzuge weder die blaue Schürze noch die bei den Landbewohnerinnen üblichen Schuhe mit Zinnschnallen.

Sie waren beide schlank gewachsen und von fast gleicher Größe. So weit erstreckte sich ihre Aehnlichkeit.

Man sieht oft zwei junge Mädchen, deren Gesichtszüge wesentlich von einander verschieden sind und zwischen denen gleichwohl eine geheimnißvolle Aehnlichkeit stattfindet. Sie haben, wie man sagt, einen Familienzug, indem sie Beide ihrer gemeinschaftlichen Mutter, einander selbst aber durchaus nicht gleichen.

So war es bei Diana und Cypriane von Penhoël. Nur fehlte das gemeinschaftliche Original, mit dem man ihre lieblichen Gesichter hätte vergleichen können; ihre Mutter war schon seit vielen Jahren todt und keiner ihrer Züge erinnerte an das ernste und milde Gesicht ihres Vaters, des Oheims Johann.

Diejenigen, welche den seit fünfzehn Jahren vom Hause abwesenden ältern Bruder des Vicomte kannten, behaupteten, daß ihr Lächeln große Aehnlichkeit mit dem seinigen habe; aber Ludwig von Penhoël stand in der ganzen Gegend in gefeiertem Andenken, und wenn man an einen geliebten Abwesenden denkt, so bildet man sich oft so etwas ein.

Cypriane und Diana waren zur Welt gekommen, als Ludwig von Penhoël bereits das Stammschloß seiner Väter verlassen hatte.

Cypriane hatte große schwarze Augen und außerordentlich feine Gesichtszüge, deren Gesammtausdruck eine muthwillige Heiterkeit verrieth. Diana's Augen

dagegen waren dunkelblau und in ihrem jugendlichen Antlitz lag etwas Sinnendes und zugleich Unerschrockenes. Wenn ihr Gesicht, welches ernster war als das ihrer Schwester, sich plötzlich durch ein Lächeln verklärte, so war es, als ob der Himmel sich aufgethan hätte ...

Man sah keine von den beiden Schwestern allein, ohne daß die andere in der Nähe gewesen wäre. Die Liebe der guten Landleute konnte sie sich nicht getrennt denken und es schien Allen, als müßte das Begegnen der beiden jungen Mädchen Glück bringen. Ihr beiderseitiger Charakter war verschieden und ähnlich wie ihr Gesicht, aber sie hatten Beide nur Ein Herz.

Sie waren die heiteren Genien des Hauses Penhoël, ihr kindlicher Frohsinn milderte die traurige Einförmigkeit des Schlosses.

Nächst ihrem Vater, dem guten Oheim Johann, liebten sie am meisten die gnädige Frau und nur um ihretwillen hielten sie ihr muthwilliges Temperament in gemessenen Schranken. Sie wären glücklich gewesen, wenn sie ihr ganzes Leben hindurch der Vicomtesse hätten dienen und sie verehren können.

Martha von Penhoël, die gegen Jedermann gütig und freundlich war, zeigte sich merkwürdiger Weise streng und kalt gegen die vor ihr knieenden beiden Schwestern. Man hätte oft meinen sollen, daß sie über ihre liebkosende Zärtlichkeit unwillig wurde. Zuweilen, aber sehr selten, nahm ihr Auge allerdings einen sanften

Ausdruck an, wenn sie die beiden schönen Mädchen betrachtete und es war dann, als ob eine geheime Rührung aus dem Herzen in ihr Gesicht stieg. Es waren die schönsten Stunden für Diana und Cypriane, wenn die Vicomtesse einen langen und fast mütterlichen Kuß auf ihre Stirn drückte.

Aber ach! dieser Stunden waren nur sehr wenige. Die gnädige Frau schien ihre Liebkosungen zu bereuen, als ob ihr dadurch ein Theil von der leidenschaftlichen Liebe zu ihrer Tochter geraubt würde.

Diana und Cypriane waren jedoch keineswegs eifersüchtig deshalb, sondern sie schlossen auch ihre Cousine Blanca in die aufrichtige Zuneigung ein, welche sie der Vicomtesse schenkten.

Während die aus den beiden Schwestern und Roger von Launoy bestehende kleine Gruppe scherzte und lachte, vermied sie es jedoch sorgfältig, Geräusch zu machen, um den Schlummer des „Engels“ nicht zu stören. Hin und wieder bückte sich Roger, um die Hand der gnädigen Frau zu küssen, deren Liebling er war. Die Heiterkeit der beiden jungen Mädchen wurde dadurch ein wenig getrübt, denn sie fühlten sich weniger geliebt und erlaubten sich nicht, die nämliche Gunst zu erbitten.

Am Spieltische nahm indessen die Bostonpartie ihren friedlichen Fortgang, ohne die Unterhaltung im Mindesten zu beeinträchtigen.

„Preußen! Preußen!“ rief Le Hivain, der Mann des Gesetzes; „warum sollen es gerade Preußen sein?“

„Ihr Name Uhlanen ...“ begann der Vater Chauvette.

„Ihr Name beweis't gar nichts. Ich habe die Preußen in Rennes gesehen, und sie waren trotz ihrer schlechten Aussprache tapfere Soldaten. Es fehlt nicht an ehemaligen Kriegern Bonaparte's ...“

„Mögen sie Preußen oder Soldaten Bonaparte's sein,“ unterbrach ihn der Schulmeister, „kurz, sie haben die schöne Meierei Pontalès jenseits Glénac angezündet ...“

„Das haben sie ganz recht gemacht!“ sagte René von Penhoël in rauhem Tone; „wenn der Teufel den Pontalès selbst verbrennte, wie die Uhlanen seinen Meierhof verbrannt haben, so wäre es noch besser! ... Ich habe sechs Stiche.“

Der Oheim Johann sprach nicht und folgte dem Spiele mit Zerstreuung; es schien, als suchte er einen peinlichen Gedanken zu unterdrücken.

Der Oheim Johann war sehr arm und Niemand schenkte ihm sonderliche Beachtung.

„Petite Misère!“ rief der Schulmeister.

„Acht Stiche!“ versetzte Herr von Penhoël. „Sind die Schurken von Pontalès auf dem Schlosse, Herr Le Hivain?“

„Sie sind wegen der Feuersbrunst auf dem Pacht-

hofe gekommen und der alte Pontalès hat gesagt, er würde seine Besitzungen selbst mit der Flinte über der Schulter bewachen, da die Gensdarmen nichts taugen."

„Wenn die Uhlanen weiter Niemanden zu fürchten haben als ihn," erwiderte Penhoël mit einem geringschätzenden Lächeln, „so können sie es diesen Winter wohl sein lassen. Pontalès ist ein Feigling, wie sein Vater und Großvater ... wie Jeder seines Blutes und seines Namens."

Der Schulmeister schlug die Augen nieder und der Advokat nickte zustimmend mit dem Kopfe.

Der Oheim stellte sich, als hätte er nichts gehört.

Penhoël leerte ein großes Glas Branntwein.

„Dennoch behauptet man in der Gegend von Rennes," sagte Le Hivain in süßlichem Tone, „daß der kleine Alain von Pontalès ein hübscher junger Mann sein soll. Ich bekomme noch vier Fisch von Ihnen, Herr von Penhoël."

Diesem stieg das Blut in die Augen. Seitdem der Name Pontalès genannt worden war, kochte ein dumpfer Zorn in ihm. Der gute Schulmeister zerbrach sich den Kopf über ein Mittel, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, aber sein Bemühen war vergebens.

Der Advokat dagegen fand ein boshaftes Vergnügen daran, die Wuth seines Wirthes noch mehr anzufachen.

Der Oheim Johann schwieg noch immer. Sein blaues Auge von fast weiblicher Milde blickte kaum auf die Karten und schweifte beständig zerstreut umher. Wenn dann sein Blick einmal zufällig auf seine beiden Töchter fiel, so senkte er sich plötzlich mit einem Ausdrucke stiller Traurigkeit.

„Sie hatten ein ausgezeichnetes Spiel, Herr Johann," hob Le Hivain wieder an, „aber Sie sind gar nicht bei der Sache, wie es scheint ... Pontalès soll übrigens in Paris gewesen sein ... er hat den Lilienorden mitgebracht und soll künftiges Jahr das Ludwigskreuz bekommen."

„Das ist nicht wahr!" rief Penhoël, dessen Gesicht purpurroth wurde; „der König kann das Ludwigskreuz nicht einem Spitzbuben geben!"

„Ich wiederhole nur, was man im Dorfe sagt. Soviel steht jedoch fest, daß er jetzt von Adel ist ..."

Penhoël legte die Karten auf den Tisch und seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen.

„Der verwünschte Macrocephalus!" dachte der Schulmeister, indem er dem Advokaten winkte zu schweigen; dieser aber wollte ihn nicht verstehen und fuhr fort:

„Er ist jetzt so gut von Adel wie ein Rohan oder Rieux ... wir werden ihn hinfüro Herr Marquis von Pontalès nennen müssen."

„Und als Wappen wird er einen Ciderkrug und

einen hölzernen Spund nehmen,“ brummte der Vicomte zwischen den zusammengepreßten Zähnen, „zum Andenken an seinen Großvater, der Schenkwirth in Carantoir war! ... Ihr Piccolo ist nicht gut, Papa Chauvette, ich habe Grande Misère ouverte!“

Diese letzten Worte wurden in einem Tone gesprochen, welcher Herrn Le Hivain peremtorisch den Mund schloß. Das Spiel nahm einige Minuten seinen stillschweigenden Fortgang.

René aber trank jeden Augenblick ein neues Glas Branntwein, und dies ist ein schlechtes Mittel, um die verlorene Ruhe wieder zu gewinnen. Der Eindruck, den die Worte des Rechtsanwalts gemacht hatten, verwischte sich nicht und es lagerte beständig eine Wolke des Unmuths auf der Stirn des Besitzers von Penhoël.

Die Zerstreuung des Oheims Johann wurde inzwischen auffallend. Seit länger als einer halben Stunde hatte er kein Wort gesprochen und schenkte dem Spiele nicht die mindeste Aufmerksamkeit.

Penhoël befand sich in einer Gemüthsstimmung, in der man unwillkürlich ein Opfer sucht, über das man seinen Zorn ausschütten kann. Die ersten Fehler des Oheims hatte er heimlich grollend hingehen lassen.

Herr Le Hivain, genannt Macrocephalus, übernahm es, wie immer, die Mine in Brand zu stecken.

„Sie geben sich schon zum dritten Male Coeur auf Carreau zu, Herr Oheim,“ sagte er in seinem süßlich trocknen Tone; „ein schlimmes Zeichen!“

René warf seine Karten auf den Tisch und sagte höhnisch, indem er die Arme über der Brust kreuzte:

„Es scheint wahrhaftig, als ob der Oheim sich für einen zu vornehmen Herrn hielte, um mit so armen Leuten wie wir Boston zu spielen!“

Der Spott war um so kränkender, als der arme alte Mann fast lediglich von der Unterstützung seines Neffen lebte.

Er erschrak und warf diesem einen schmerzlichen Blick zu, in welchem sich die sanfte Geduld seines Charakters aussprach.

„Ich bitte Sie um Entschuldigung, Penhoël,“ sagte er in mildem Tone.

René zuckte die Achseln. Es wäre ihm lieber gewesen, wenn ihm Jemand die Stirn geboten hätte.

„Sie beschäftigen sich also wahrscheinlich mit sehr interessanten Gedanken?“ versetzte er noch immer in dem nämlichen mürrischen Tone.

Der Oheim Johann senkte schweigend die Augen.

„Wollen Sie wohl so gefällig sein, uns zu sagen, welches der Gegenstand Ihres wichtigen Nachdenkens ist?“ fuhr René von Penhoël fort.

Der Oheim blickte langsam auf. Sein Auge war feucht.

„Es erwachte eben eine Erinnerung in mir," sagte er mit leiser und fast feierlicher Stimme.

„Was war dies für eine Erinnerung?"

„Es sind heute funfzehn Jahre, Herr Neffe," antwortete der Greis mit über der Brust gekreuzten Armen, „daß Ludwig von Penhoël das Haus seines Vaters verlassen hat, um nicht wieder zurückzukehren."

Dieser Name fiel wie ein Donnerschlag in nächtlicher Stille von seinen Lippen.

Der Vicomte von Penhoël erbebte und wurde leichenblaß; alle Anwesenden verstummten.

V.

Ein bretagnisches Lied.

Man hätte meinen sollen, daß der so ausgesprochene Name des Erstgebornen der Familie ein Gespenst heraufbeschworen habe. Ein Schleier von Traurigkeit breitete sich über alle Gesichter und während einer vollen Minute herrschte eine Grabesstille im Salon des Schlosses Penhoël.

Die eben noch so friedliche und heitere Gesellschaft, deren Glücke kein andrer Feind als die langweilige Einförmigkeit des Landlebens gegenüberzustehen schien, zeigte sich plötzlich in einem ganz andren Lichte.

Auf diesem Hause lastete ein Geheimniß. Ehe der Name Ludwigs von Penhoël genannt worden war, bemerkte man nichts in der Physiognomie des häuslichen Kreises, was über die unbestimmten Andeutungen des braven Gastwirths von Redon hätte Aufschluß geben können.

Jetzt aber erhielten die Worte des Vaters Géraud einen Sinn. Unter der friedlichen Ruhe entdeckte man einen verborgenen Kummer, und das Geheimniß eines Familiendrama's zeigte sich hinter dem gelüfteten Vorhange.

Die Vicomtesse war bleich wie eine Alabasterstatue geworden und ihre gesenkten Augen ruhten nicht mehr auf dem an ihrem Busen schlummernden Engel.

Der Gebieter von Penhoël, welcher zuerst einen vorwurfsvollen Blick auf den Oheim Johann geworfen hatte, betrachtete jetzt seine Gattin mit einer tückischen Aufmerksamkeit. Seine Brauen zogen sich zusammen und düstere Falten bedeckten seine Stirn.

Der Oheim Johann stützte sein greises Haupt auf die Hand; er überließ sich ganz den Erinnerungen an eine ferne Vergangenheit, in der er Freude und Kummer erlebt hatte.

Cypriane und Diana waren erschrocken und das heitere Lächeln war von ihren Lippen gewichen. Sie betrachteten verstohlen bald das finstere Gesicht des Vicomte, bald die bleichen Züge der gnädigen Frau und ihr Herz wurde beklommen.

Die übrigen Anwesenden blieben stumm und unbeweglich. Niemand wagte dies drückende Schweigen zu unterbrechen.

Draußen heulte der Sturm durch die Ritzen der Fenster und der Hagel schlug an die Scheiben.

Nur zwei Personen im Salon blieben von der allgemeinen Mißstimmung verschont; diese waren Blanca, die ihr sanfter Schlummer schützend umfing, und Vincenz von Penhoël, der im Anschauen Blanca's versunken nichts hörte und sah.

Während einiger Sekunden leuchtete ein Strahl von Freude aus dem schönen Gesicht des lieblichen Kindes. Eine hohe Röthe überflog ihre Wangen und ihr Mund öffnete sich, als wollte sie liebkosende Worte flüstern...

Vincenz lauschte mit gefalteten Händen und zurückgehaltenem Odem.

Dann verschleierte sich Blanca's Lächeln allmählig wieder und eine trübe Wolke lagerte sich auf ihrer Stirn. Sie bewegte sich ein wenig am Busen ihrer Mutter.

Plötzlich erwachte sie, vielleicht eben so wohl durch die vollkommene Stille als durch ihren Traum geweckt, und mit einem leisen Schrei fuhr sie empor.

Sie schlug ihre himmelblauen Augen auf und warf einen Blick umher, aus dem noch ein Ueberrest von Angst sprach; dann erhob sie ihre halbentblößten schönen Arme, um sie um den Hals ihrer Mutter zu schlingen.

„Ach, wie habe ich mich gefürchtet!“ flüsterte sie leise; „ich habe ihn gesehen! ich habe ihn gesehen! ...“

In Folge des tiefen Schweigens konnte Jedermann im Zimmer ihre Worte verstehen.

„Weißt Du, wen ich meine?“ fuhr sie fort, da ihre Mutter sie nicht fragte; „Du hast mir oft gesagt, wie schön und gut er ist ... o, ich habe ihn sogleich erkannt!“

Die Blässe der gnädigen Frau wurde leichenhaft und sie wagte nicht aufzublicken.

Ein seltsames und unheimliches Freuer leuchtete aus den Augen des Vicomte von Penhoël.

Die schmalen Lippen des Advokaten bewegten sich und sprachen ohne seinen Willen alle boshaften Gedanken aus, die sein Gehirn durchzuckten.

Die jungen Leute horchten neugierig auf. Cypriane und Diana hatten sich der gnädigen Frau genähert, um Blanca's zarte Händchen zu liebkosen.

„Du willst es mir nicht sagen, daß Du mich verstehst,“ hob Letztere mit kindlichem Vorwurfe wieder an; „und doch weißt Du wohl, wen ich meine, denn Du lässest mich jeden Abend für meinen Oheim Ludwig beten.“

Dem Vicomte stockte der Odem in der Brust und er drückte die Hand an seine Stirn, auf der einige Schweißtropfen perlten.

Die Vicomtesse blieb scheinbar ruhig und kalt.

„Ich habe ihn gesehen und ich war sehr glücklich,“ wiederholte Blanca, „denn er nahm mich auf den Arm

und sagte zu mir: Führe mich zu Deiner Mutter ... O, Mutter!“ unterbrach sie sich, „ich kann Dir nicht sagen, wie lieb er uns Beide zu haben schien!“

René von Penhoël stand heftig auf und begann mit großen Schritten das Zimmer zu messen.

Bei diesem Geräusch öffneten sich die geschlossenen Augen seiner Gemahlin mit einem schmerzlichen, aber stolzen und ruhigen Ausdrucke.

Blanca achtete nicht darauf und sprach weiter:

„Als ich ihn zu Dir führen wollte, Mutter, verbarg sich die hellscheinende Sonne hinter dem Berge und es wurde plötzlich vollkommen dunkel. Mein Oheim Ludwig erbleichte und sein Körper wurde immer länger und länger ... dann legte er sich auf die Erde und ich sah, daß er in ein weißes Tuch gehüllt war...“

Penhoël war mit finstrer Stirn und über der Brust gekreuzten Armen vor seiner Gattin stehen geblieben. Seine Lippen zitterten, als ob er Worte zurückhielt, die sich gewaltsam hervordrängen wollten.

Blanca schwieg und klammerte sich fester an den Hals ihrer Mutter. Endlich ließ sich die langsame und gedämpfte Stimme des Oheims Johann vernehmen, welcher sagte:

„Was hast Du wieder gesehen, mein Kind? ... Gott spricht zuweilen durch die Träume der Kinder...“

„O, ich möchte das nicht noch einmal sehen!“ flü-

sterte Blanca schaudernd. „Als er auf der Erde lag, beugte ich mich über ihn ... Wo war sein freundliches Lächeln? ... seine Augen bewegten sich nicht mehr ... ich berührte ihn ... er war kalt wie Marmor...“

„Dann mußt Du von nun an in Deinem Abendgebet sprechen: Mein Gott, erbarme Dich der Seele meines unglücklichen Oheims Ludwig!“ fiel die Stimme des alten Johann abermals ein.

Seitdem die Bostonpartie unterbrochen worden war, war keine Sylbe mehr aus dem Munde des Vicomte von Penhoël gekommen. Seine Gesichtszüge, deren Regelmäßigkeit sonst nur Apathie und Geistesbeschränktkeit ausdrückte, waren jetzt der Spiegel einer heftigen inneren Aufregung.

Er hatte die Branntweinflasche bereits zur Hälfte geleert, und der Alkohol verband sich mit der erregten Leidenschaft, um sein schwerfälliges Blut durch die Adern zu peitschen.

Eine Secunde lang heftete er seinen glühenden Blick stumm, aber drohend auf seine Gattin und Tochter.

Allein es war nur ein Moment. Bei der Stimme des Oheims Johann wurde der Ausdurck seines Gesichts wieder mild und er senkte die Augen, als wollte er eine Thräne zurückhalten.

So kämpfte er einige Augenblicke mit sich selbst,

bis er endlich das Gesicht mit beiden Händen bedeckte und ausrief:

„Es ist nicht wahr! es ist nicht wahr! ... Ich bin hier der Herr und verbiete Jedem, wer es auch sei, zu sagen, daß mein Bruder Ludwig todt ist!“

Niemand erwiderte etwas darauf. Ein tiefer Seufzer hob die Brust des Vicomte.

„Ludwig! mein Bruder Ludwig!“ sprach er leise weiter; „Jedermann weiß, wie sehr ich ihn liebte! ... Nein, nein, er ist nicht todt! ... Gott hätte es auch mir im Traume mitgetheilt ... Ich bin sein Bruder ... wer hat das Recht hier, ihn mehr zu lieben als ich?“

Bei diesen letzten Worten zuckte noch ein wilder Blitz aus seinen Augen, die im Zimmer umherschweiften, als ob sie Jemanden suchten, der ihm zu widersprechen wagte. Als er aber nur traurige und ehrerbietige Gesichter fand, legte sich sein Zorn.

Er trat zu seiner Frau und küßte ihr wie um Verzeihung bittend die Hand; dann nahm er Blanca auf den Arm und drückte sie liebevoll an sein Herz, während Vincenz's eifersüchtiger Blick allen seinen Bewegungen folgte.

In den Augen der Vicomtesse hätte man eine ähnliche Regung wie in denen des jungen Mannes entdecken können. Auch sie schien ängstlich zu sein, als ob das Kind in den Armen seines Vaters nicht in Sicherheit gewesen wäre.

Dies Alles hätte jedem Fremden, der zum ersten Male das Schloß Penhoël betrat, auffallend sonderbar erscheinen müssen. Das Benehmen des Hausherrn war ein unauflösliches Räthsel. Die Regung von Zärtlichkeit, der er sich gegenwärtig hingab, stand in vollkommenem Widerspruche mit dem finstren Blicke, den er kurz zuvor auf seine Gattin und Tochter geworfen hatte.

Nicht minder auffallend war die sich gleich bleibende Kälte, mit der die Vicomtesse erst den Zorn und dann die Reue ihres Gatten aufnahm.

Jederman blieb indessen stumm. Roger von Launoy so wie Cypriane und Diana wendeten sich mit einer Art ehrerbietiger Schamhaftigkeit ab. Der Oheim war noch immer in Gedanken versunken. Der gute Schulmeister mischte mechanisch die Karten, um sich eine Haltung zu geben und der Mann des Gesetzes blickte verstehlen nach der halb geleerten Branntweinflasche, in der er augenscheinlich die Erklärung des sonderbaren Benehmens des Vicomte fand. Eine einzige Bewohnerin des Schlosses hätte einen anderen und richtigeren Aufschluß darüber geben können; allein sie besaß ein edles und verschwiegenes Herz, in welchem jedes anvertraute Geheimniß ewig verborgen blieb.

Penhoël hatte sich neben seine Gattin gesetzt und streichelte die blonden Haare des „Engels,“ der ihm freundlich zulächelte.

„Martha," sagte er mit leiser und vor Rührung zitternder Stimme, „ich bin ein Thor! ... Mein Glück ist zu groß, und Gott wird mich bestrafen, denn ich bin undankbar gegen seine Güte!"

Er drückte die Hand der Vicomtesse an seine Lippen und betrachtete sie mit einem liebevollen Blicke.

„Weiß ich denn selbst, warum ich so leide?" fuhr er fort. „O, Martha! Martha! ich bitte Dich, sage mir, daß Du mich liebst!"

„Ich liebe Dich ..." flüsterte sie mit ruhiger Ergebung.

„Er ist total betrunken!" murmelte der menschenfreundliche Le Hivain, vulgo Macrocephalus, mit immer fester werdender Ueberzeugung vor sich hin.

Penhcëls Gesichtszüge veränderten sich noch einmal, während er in schmerzlichem und muthlosem Tone weiter sprach:

„Mit welchem Ausdrucke sagst Du dies, Martha? ... O, Du hast ein gutes Herz und kannst mich nicht der Verzweiflung preis geben wollen!"

Blanca's Lächeln verschwand, als sie von Neuem eine düstre Wolke auf der Stirn ihres Vaters bemerkte.

„Martha! Martha!" rief Letzterer wieder, und seine Stimme wurde rauh und die zusammengezogenen Brauen verbargen das glühende Feuer seiner Augen; „ich mag es mir noch so oft sagen: Du bist ein Thor, die Vergangenheit antwortet mir: Du bist verständig.

Ich weiß noch Alles und ich glaube, daß Du Dich noch besser erinnern wirst."

Indem er die erschrockene Blanca mit einer barschen Geberde zurückstieß, kehrte er an den Spieltisch zurück, wo er sich stehend ein großes Glas Branntwein einschenkte.

Blanca schmiegte sich zitternd an den Busen ihrer Mutter; Niemand im Zimmer wagte es, eine Bewegung zu machen.

René erhob sein gefülltes Glas und leerte es mit Einem Zuge.

„Was fehlt uns denn eigentlich?" rief er dann mit hochgerötheten Wangen und indem er alle Anwesenden nach einander anblickte; „man sollte meinen, es sei der Abend vor einem Begräbnisse! ... Morbleu! ist keine Heiterkeit mehr auf dem guten Schlosse Penhoël?"

„Ich ängstige mich ..." flüsterte Blanca.

Die Vicomtesse umschlang sie schützend mit ihren Armen und Vincenz betrachtete sie von Weitem mit noch größerer Besorgniß als ihre Mutter.

„Nehmt Eure Harfen zur Hand, Kinder, und singt uns ein bretagnisches Lied vor!" rief die Stimme des Schloßherrn von Neuem durch das beharrliche Schweigen. „Es ist ein Jammer ... die Glocke zum Abendessen hat noch nicht geläutet und Jedermann schläft schon ein."

Cypriane und Diana standen gehorsam auf und holten mit Hilfe Rogers zwei in einem Winkel des Gemaches stehende Harfen herbei.

„Was wollen Sie gern hören?“ fragte Diana.

„Ein Trinklied,“ antwortete Penhoël. „Doch Ihr könnt ja keines ... singt was Ihr wollt.“

„Mein Lied!“ bat der Engel.

Die beiden Töchter des Oheims Johann hatten Blanca von Penhoël noch nie etwas abgeschlagen.

Einige sanfte und schwermüthige Accorde zitterten durch die Luft. Blanca schloß die Augen und man sah gleichfalls einen Widerschein ihres heiteren Lächelns um ihre Lippen spielen.

Nach dem einfachen und melodischen Vorspiele des bretagnischen Liedes vermischten sich zwei jugendliche Stimmen mit den gedämpften Accorden der Harfen. Cypriane und Diana sangen:

Anges de Dieu qui souriez dans l'ombre,
Blanches étoiles, vierges fleurs,
Vous qui des nuits semez le manteau sombre,
Anges aimés pour guérir nos terreurs ...*)

Es war eines der Lieder der bretagnischen Bar-

*) Engel des Himmels, die im Dunklen lächeln, Ihr hellen Sterne, Ihr jungfräulichen Blumen, die Ihr den dunklen Mantel der Nächte ausbreitet, geliebte Engel, um unsre Angst zu stillen. ...“

den, in Musik gesetzte Trauer, welche den Weg zum Herzen finden.

Der eisige Hauch, welcher alle Anwesenden durchschauerte, wurde nach und nach milder. Ein Ausdruck von Ruhe breitete sich über Bianca's holde Züge und theilte sich ihrer Mutter und Vincenz von Penhoël mit, welche sie fortwährend betrachteten. Der Oheim Johann hatte sein weißes Haar zurückgestrichen, seine Augen richteten sich gen Himmel; er schien mit Gott zu sprechen.

Selbst der Vicomte empfand ohne Wissen und Willen den wohlthuenden Eindruck des Gesanges; seine Stirn heiterte sich auf und der zornige Ausdruck seines Gesichts verschwand.

Roger von Launoy betrachtete abwechselnd die beiden Sängerinnen und zählte staunend die ungewöhnlich lauten Schläge seines Herzens.

Die beiden Schwestern entzückten Auge und Ohr. Sie waren schön wie die naive und liebliche Poesie des poetischesten Volkes der Erde und das bretagnische Lied nahm in ihrem kindlichen Munde eine fromme Harmonie an.

Die Harfen ließen einige Accorde ertönen und die beiden jungen Mädchen sangen den ersten Vers:

Belle de nuit, fleur de Marie,
La plus chérie
De celles que l'ange avait mis
Au paradis!

Le frais parfum de ta corolle
Monte et s'envole
Aux pieds du Seigneur, dans le ciel,
Comme un doux miel. *)

Blanca's Kopf sank, in ihre blonden Locken gebettet, an den Busen der Mutter zurück.

Die beiden Schwestern sangen weiter:

Belle de nuit, pourquoi ce voile,
Petite étoile
Que le grand nuage endormi
Couvre à demi?
Montre nous la vive étincelle
De ta prunelle,
Qui semble au bleu du firmament
Un diamant. **)

„Welche von beiden könnte mich lieben?“ fragte sich Roger von Launoy.

Penhoël hatte seine Branntweinflasche zur Seite geschoben.

Der Schulmeister und selbst der Mann des Ge-

---

*) Schöne der Nacht, Blume Mariens, Geliebteste von denen, die der Engel ins Paradies geführt hat! Der frische Duft Deines Kelches steigt empor und fliegt zu den Füßen des Herrn in den Himmel, gleich einem süßen Honig.

**) Schöne der Nacht, wozu dieser Schleier, du kleiner Stern, den die große schlummernde Wolke zur Hälfte bedeckt? Laß uns den lebhaften Funken deines Auges sehen, der am blauen Firmament wie ein Diamant erscheint.

setzes hörten aufmerksam zu. Allerdings konnte Letzterer sich dabei des Gähnens nicht enthalten.

Cypriane und Diana fuhren fort:

Belle de nuit, ombre gentille,
O jeune fille!
Qui ferma tes beaux yeux au jour?
Est-ce l'amour?
Dis, reviens-tu sur notre terre
Chercher ta mère?
Ou retrouvez le lieu si doux
Du rendez-vous?...

Blanches épaules,
Sein de vierge, front gracieux
Et blonds cheveux...
Cette brise, c'est ton halein,
Pauvre âme en peine,
Et l'eau qui perle sur tes fleurs,
Ce sont tes pleurs...*)

---

*) Schöne der Nacht, lieblicher Schatten, wer verschloß, junges Mädchen, Deine schönen Augen während des Tages? That es die Liebe? Sprich, kehrst Du auf unsre Erde zurück, um Deine Mutter zu suchen? Wo willst Du den schönen Ort der Zusammenkunft wiederfinden?

Weiße Schultern, jungfräulicher Busen, schöne Stirn und blondes Haar ... dieser Luftzug ist Dein Odem, arme büßende Seele und die Tropfen, die auf Deinen Blumen perlen, sind deine Thränen! †)

†) Die Landleute in Morbihan begreifen unter dem Namen **Belles de nuit** (Schönen der Nacht) die Blume, welche in Frankreich diesen Namen führt (die falsche Jaloppe oder Schweizerhose), ferner die Sterne und die vor ihrer Verheirathung gestorbenen jungen Mädchen.

Die Noten des Ritornells erstarben. Die Harfen schwiegen.

Blanca öffnete jetzt ihren lieblichen Mund ein wenig, der Gesang hatte sie in den Schlummer gewiegt. Die Vicomtesse senkte die Augen, als ob das Lied neue Erinnerungen in ihrem Herzen geweckt hätte.

„Das war schön, meine Kinder," sagte Penhoël; „aber jetzt singt uns auch etwas Heiteres."

Die Harfen ertönten von Neuem und während des Vorspiels reichte der Vicomte, auf den die Musik eine wahrhaft beruhigende Wirkung hervorgebracht hatte, dem Oheim Johann die Hand.

„Sie zürnen mir doch nicht, Oheim?" fragte er ihn.

Der alte Mann schien aus einem Traume zu erwachen.

„An was denken Sie denn eigentlich?" fragte Penhoël in heiterem Tone weiter.

„Ich dachte an die Zeit, als wir dieses Lied zum ersten Male hörten," antwortete der Oheim Johann mit seiner kräftigen und sanften Stimme. „Erinnerst Du Dich noch, René? ... unser Ludwig brachte es uns von Vannes mit."

Eine heimliche Thräne quoll unter den gesenkten Wimpern der Vicomtesse hervor.

„Die Familie unsres Vaters war damals glücklich," fuhr der Oheim fort. „Wie zärtlich Dein Bru-

der Ludwig Dich liebte, und welch ein herzerfreuender Anblick, Euch Beide in jugendlicher Kraft und Schönheit beisammen zu sehen!“

Penhoël schlug heftig mit der Faust auf den Tisch, daß die Karten und Marken tanzten.

„Schon wieder!“ rief er zornig; „wollt Ihr mich rasend machen? ... Schweigt still, Ihr Mädchen, Eure Musik ist mir zuwider“.

Cypriane und Diana gehorchten sogleich und man hörte nichts mehr im Zimmer als das Heulen des immer zunehmenden Sturmes.

Die Thür wurde geöffnet und ein Bedienter in Bauerntracht erschien auf der Schwelle.

„Gnädiger Herr,“ sagte er, „der Sohn des Müllers von Houssayes ist eben auf dem Schlosse angekommen...“

„Was will er?“ unterbrach ihn Penhoël.

„Er sagt, daß das Wasser aus dem Oberlande herabkommt und daß man noch nie eine solche Ueberschwemmung erlebt hat. Brückenpfeiler zittern und der Müller fürchtet sehr, daß sein Haus mit fortgerissen wird.“

Penhoël stieß heftig seinen Stuhl zurück, und man konnte leicht errathen, daß diese Diversion ihm nicht unangenehm war.

„Der Bursche kann wieder nach Haus gehen,“ rief er; „ich will selbst nachsehen, wie es steht.“

„Bei diesem Wetter?“ sagte die Vicomtesse besorgt.

„Ja, bei diesem Wetter,“ antwortete Penhoël in rauhem Tone; „das Schlimmste, was mir begegnen kann, ist, daß ich im Wasser umkomme, und ich bin leider in dem Falle, mir die Frage vorzulegen, wer meinen Verlust bedauern sollte!“

„O, René! René!“ rief Martha in vorwurfsvollem Tone.

„Kein Mensch liebt mich!“ fuhr Penhoël fort; „kein Mensch!“

Er ging auf die Thür zu. Auf einen Wink seiner Gattin sagten Roger und Vincenz zu ihm:

„Wir wollen Sie nach Houssayes begleiten.“

„Nein, Ihr bleibt hier!“ entgegnete der Vicomte; „ich befehle es Euch!“

Er zog einen Ueberrock mit Capuchon von Wolfspelz über seine Kleider und entfernte sich, ohne weiter ein Wort zu sprechen.

„Er ist gut,“ sagte der Oheim Johann vor sich hin; „sein Herz vernimmt noch den Ruf der Unglücklichen.“

„Weil es in der ganzen Gegend kein schöneres Mädchen giebt als die lange Johanna in Houssayes!“ murmelte der skeptische Macrocephalus.

Der Hagel an den Fensterscheiben und der Sturm tobte immer heftiger.

René von Penhoël verließ ohne Begleitung das Schloß. Der Müllerbursche war schon weit voraus am Fuße der Anhöhe.

Mit langsamen Schritten ging René den steilen Abhang hinunter. Er hatte seinen Pelzcapuchon zurückgeschlagen und fand ein Vergnügen daran, seinen bloßen Kopf dem herabströmenden Regen preis zu geben. Demohngeachtet blieb seine Stirn glühend heiß.

Gesenkten Hauptes schritt er vorwärts, indem er von Zeit zu Zeit mechanisch seine triefenden Haare zurückstrich und ohne es zu wissen vor sich hin murmelte:

„Ludwig! Ludwig! ... mein Bruder!“

Die Nacht war dunkel und wurde nur in langen Pausen durch einen hellen Blitz erleuchtet, der das schwarze Gewölk zerriß.

Penhoël ging an dem Hause Benedict Haligans, des Fuhrmanns, vorüber, vor dessen Thür noch immer eine kleine Laterne hing. Zur Rechten hatte er den Port Corbeau, zur linken die alte Schloßmauer mit der Tour du Cadet an ihrem äußersten Ende.

Die Mühle von Houssayes lag ungefähr eine Viertelstuude von dort stromaufwärts.

An dieser Stelle floß der Oust noch langsam und ruhig zwischen seinen hohen Ufern dahin.

Ehe Penhoël um die Mauer bog, warf er noch einen Blick nach dem Hügel hinauf, wo die schwach

erleuchteten Fenster des Schlosses in der Dunkelheit glänzten.

„Mein Weib und mein Kind!“ sprach er in muthlosem Tone vor sich hin, während er beide Hände an seine glühend heiße Stirn drückte; „kann ich sagen, ob ich glücklich oder elend bin?“

Er blieb einen Augenblick unbeweglich stehen, dann rief er aus:

„Ich liebe sie ... ja, ich liebe nur sie auf dieser Welt! ... Und Martha denkt noch immer an den Abwesenden ... ach, immer! immer! ... Und zuweilen möchte ich mich fragen, ob Blanca...“

Er hielt inne. Die Dunkelheit verbarg die Leichenblässe seines Gesichts; ein entsetzlicher Gedanke war in ihm aufgestiegen.

„Ludwig! Ludwig! mein Bruder!“ rief er noch einmal, indem er seinen Weg fortsetzte.

So ging er einige Sekunden lang mit raschen Schritten vorwärts; dann blieb er plötzlich wieder stehen, denn er hatte den fernen Schall eines Hornes in der Richtung der Berne gehört.

Ein schwaches Geschrei, dessen wohlbekannten Sinn er errieth, schlug an sein Ohr und er unterschied den Ruf:

„Das Wasser! das Wasser!“

Wenn der Wind einen Augenblick zu heulen auf=

hörte, vernahm er ein dumpfes Geräusch, ähnlich dem fernen Rollen des Donners.

Es war die sich heranwälzende Ueberschwemmung.

Penhoël erwachte aus seinem quälenden Nachsinnen und erinnerte sich, in welcher Absicht er das Schloß verlassen hatte.

Als er eben seine Schritte beeilen wollte, hörte er Stimmen hinter sich am jenseitigen Ufer des Oust.

„Holla, Fuhrmann!“ riefen sie; „hol' über!“

Diese Stimmen waren heiter und vergnügt, aber im Ohre des Schloßherrn von Penhoël klangen sie wie Todesseufzer. Sein Herz klopfte heftig.

Der Schall des Hornes näherte sich, ebenso das donnerähnliche Getöse.

Und immer deutlicher hörte man den Angstruf:

„Das Wasser! das Wasser! ...“

VI.

Zwei Grundbesitzer.

Was das Herz René's von Penhoël zu stärkeren Schlägen antrieb, waren nicht die schauerlichen Töne des unheilverkündenden Hornes, noch das Geschrei, welches die Ankunft der zerstörenden Fluth andeutete, noch das donnernde Rauschen des Wassers, sondern es waren die heitern und sorglosen Stimmen, welche am andren Ufer des Flusses die Fähre verlangten.

Es mußten Menschen drüben sein, welche nichts ahneten, und in wenigen Sekunden sollte der Boden, auf dem sie standen, unter der Wasserfluth begraben werden!

Penhoël empfand die Angst, welche man fühlen würde, wenn man einen Unglücklichen heiter und sorglos dahinschreiten sähe, während sich hinter ihm im Dunkeln die bewaffnete Hand eines Mörders erhebt.

Sein erster Gedanke war, die Unbekannten von

der Gefahr zu benachrichtigen. Er hielt beide Hände in der Form eines Sprachrohres vor den Mund und rief einige Worte in die Dunkelheit hinaus; aber der sein Gesicht peitschende Wind ließ ihm keinen Zweifel an der Nutzlosigkeit dieses Mittels übrig. Der nämliche Wind, der die am anderen Ufer gesprochenen Worte ihm so deutlich zuführte, war für seine eigene Stimme eine undurchdringliche Schranke.

Er war unschlüssig, was er thun sollte. Das Unwetter tobte mit zunehmender Heftigkeit und man hörte weder den Schall des Hornes, noch das Brausen des Wassers mehr.

„Ich habe noch Zeit genug," dachte er; „der Bote ist noch weit entfernt ..."

Er kehrte sogleich um und eilte die alte Mauer entlang nach der Hütte Benedict Haligans, dessen kleine Laterne ihren schwachen Schein durch die entblätterten Zweige der Kastanienbäume warf.

Die unbekannten Reisenden schienen die Geduld zu verlieren, denn sie riefen wiederholt nach dem Fährmanne.

Penhoël hatte noch nicht die Hälfte des Weges bis zur Hütte Benedict Haligans zurückgelegt, als er während eines ruhigen Augenblicks, wo der Sturm Odem zu schöpfen schien, den schwerfälligen Galopp eines Bauernpferdes hinter sich zu vernehmen glaubte. Fast unmittelbar darauf erscholl der schrillende Ton

des Hornes in einer Entfernung von zwanzig Schritten und er sah zu seinen Füßen einen Reiter vorüber jagen.

„Holla, Bote!“ rief er ihm zu.

„Sind Sie es, gnädiger Herr?“ erwiderte der Reiter anhaltend; „Gott segne Sie! ... bald werden Sie die Räder Ihrer Mühle in Houssayes vorüberschwimmen sehen.“

„Welchen Vorsprung hast Du vor der Ueberschwemmung?“

„Sie geht schneller als mein Pferd, und wenn ich Glénac nicht früher als sie erreiche, dann wird mehr als ein neues Grab auf dem Kirchhofe entstehen!“

Das Pferd setzte seinen Lauf fort, während der Bote aus vollen Lungen seinen Unglücksruf: „Das Wasser! das Wasser!“ ertönen ließ.

Penhoël erreichte die Hütte des Fährmanns; aber sie war von innen verschlossen.

„Benedict!“ rief er; „auf, Benedict Haligan!“

„Ich habe zwei neue Seile an der großen und eine Kette an der kleinen Fähre befestigt,“ antwortete drinnen eine hohle Stimme. „Sie haben nichts zu fürchten, Penhoël.“

„Oeffne!“ rief dieser; „es sind Leute drüben auf der Straße von Redon.“

„Ja, ja,“ brummte der Fährmann gelassen, „ich

bin noch nicht taub und habe sie wohl lärmen hören, aber eben so gut habe ich auch das Horn des Boten gehört. Man müßte vom Teufel besessen sein, gnädiger Herr, wenn man die Fähre jetzt losbinden wollte!“

Der Oheim Johann hatte Recht: René von Penhoël hatte ein gutes Herz und der Ruf der Unglücklichen fand noch den Weg zu seinem Innern.

Mit zorniger Heftigkeit rüttelte er an der Thür und wiederholte in gebieterischem Tone:

„Oeffne auf der Stelle! und wenn Du Dich fürchtest, so gieb mir den Schlüssel zur kleinen Fähre, ich will die Leute selbst überholen!“

„Eher würde ich das Pater und Ave verlernen,“ erwiderte der Fährmann mit immer leiserer Stimme. „Seien Sie vernünftig, Herr von Penhoël! ... Sie sehen, daß es Fremde sind, da sie, nachdem sie das Horn schon gehört haben, noch am Ufer stehen bleiben und wie Besessene rufen, anstatt sich aus dem Staube zu machen. Die Fremden sind das Unglück unseres Landes!“

Dann hörte Penhoël ihn vor sich hin murmeln:

„Geduld! Geduld! für Euch wird die Nacht nicht mehr lang sein! ... Aber Jesus im Himmel! welch ein Wetter! welch ein Wetter!“

Der Blitz, welcher dem Fährmanne diesen letzten Ausruf entlockte, hatte den Vicomte wie versteinert, denn beim Scheine desselben sah er nicht allein die bei-

den Fremden, welche noch arglos am jenseitigen Ufer standen, während ihre Pferde mit geöffneten Nüstern die Gefahr in der Ferne zu wittern schienen, sondern auch einen Strom schneeweißen Schaumes, der sich ungestüm in die Schlucht wälzte.

Im nächsten Augenblicke stießen die beiden Reiter einen lauten Angstruf aus.

Penhoël nahm einen Anlauf und schlug die Thür des Fährmannes ein.

Das Innere der Hütte wurde durch einen an der Wand knisternden Kienspan schwach erleuchtet. Das ganze Geräth bestand aus einem ärmlichen Bett, über dem ein kleines beinernes Kruzifix aufgehängt war, und einer Truhe, auf der ein nasses Fischernetz lag.

Benedict Haligan stand mitten in dem Gemache.

Er war ein langer und hagerer Greis, dessen Augen etwas Geisterhaftes hatten. Die langen Büschel seines grauen Haars fielen unordentlich über seine Stirn herab. Die ungesunden Ausdünstungen der Sümpfe hatten seine bleichen Wangen gefurcht, aber er hielt sich noch vollkommen gerade und seine hohe Gestalt hatte eine Art von theatralischer Majestät.

Benedict Haligan übte zwischen Glénac und dem Dorfe Bains sein dreifaches Gewerbe als Fährmann, Wundarzt und Wahrsager aus. Der Sage nach existirte die Gabe des zweiten Gesichts seit Jahrhunderten in seiner Familie. Man wußte nicht recht, ob er ein

guter Christ oder ein Diener des bösen Geistes war, aber er flößte Allen ein großes Vertrauen und eine noch größere Furcht ein.

Er war in den Kriegszeiten Chouan*) gewesen.

Wenn die Landleute in der Abenddämmerung von Redon heimkehrten und die Fähre von Port Corbeau passiren mußten, wurden sie schon eine halbe Stunde vorher von einer gewissen Angst ergriffen und sie sagten auf dem ganzen Wege zur Vorsicht ihre besten Gebete her.

Im Ganzen genommen aber war er ein ächter Bretagner, der sein Blut für den König und für seine Herren vergossen hätte.

Als er seine Thür zerbrochen in die Stube fallen sah, rührte er sich nicht von der Stelle, sondern blieb mit über der Brust gekreuzten Armen stehen.

„Den Schlüssel! den Schlüssel!“ rief Penhoël auf ihn zuspringend.

„Die Thür Ihres väterlichen Hauses ist zu den Zeiten der Blauen auch einmal so eingeschlagen worden,“ sagte der Fährmann im Tone kalten Vorwurfs; „aber ich stand dahinter, um sie zu vertheidigen.“

„Den Schlüssel!“ wiederholte Penhoël mit ängstlicher Besorgniß. „Hörst Du nicht ihr Geschrei? . . .

*) Chouans hießen während der Revolutionskriege die Anhänger der Bourbons in der Vendée.

es wäre ein Mord, wenn man ein Paar Christen so hilflos umkommen ließe!“

„Ich höre ihr Geschrei und bitte Gott, sich ihrer Seelen anzunehmen,“ erwiderte Benedict.

Der Hilferuf der Unglücklichen übertönte zuweilen das Brüllen des Sturmes.

„Ich verspreche Dir zehn Thaler, wenn Du mir den Schlüssel giebst,“ rief der Vicomte, indem er den starrsinnigen Alten schüttelte; „zwanzig Thaler! ... dreißig Thaler!“

„Ich habe weder Frau noch Kinder,“ versetzte Benedict Haligan kopfschüttelnd; „was nützt mir also Ihr Geld? Gott will es nicht, daß Fremde den Bretagnern ihr Brot wegnehmen.“

René's Augen funkelten vor Zorn und seine Hände ballten sich drohend.

„Sie können mich umbringen, Herr von Penhoël,“ fuhr Benedict in sanfterem Tone fort, „Sie wissen, daß ich mich Ihnen nicht widersetzen würde; aber ich kann es nicht zugeben, daß der Sohn Ihres Vaters sich in's Verderben stürzt. Ist die Luft, die Sie umgiebt, noch nicht genug mit drohendem Unheil angefüllt? Können Sie nicht aus Ihren Fenstern das Schloß Ihres Namens sehen, das von einem Todtfeinde bewohnt ist? Zerbrechen Sie diesen Arm, der Ihnen sechzig Jahre lang gedient hat, aber Sie können Benedict Haligan nicht hindern zu sprechen!“

„Aber hast Du denn kein Herz, Unglücklicher?“ rief der Vicomte.

„Ihre Tochter war diesen Morgen ganz blaß, Penhoël ... es ist schon lange her, seitdem ich es zum ersten Male gesagt habe! Ehe Sie sterben, werden Sie Blanca, Cypriane und Diana als drei kleine Heilige des Nachts unter den Weiden dahinschweben sehen! ...“

„Du willst mir also den Schlüssel nicht geben?“ rief René mit drohender Geberde.

„Und wer weiß,“ sprach der Fährmann mit wehmüthiger Ruhe weiter, „wer weiß, ob nicht ihr Tod schon jetzt von der Stadt her im Anzuge ist?... Hören Sie mich an, Penhoël,“ setzte er in pathetischem Tone hinzu; „wenn die Hand Gottes auf einem Fremden lastet, dann sehen Sie sich vor ... lassen Sie den Fremden umkommen, oder er raubt Ihnen das Heil Ihrer Seele und das Leben Ihres Körpers!“

Das Angstgeschrei ließ sich von Neuem, aber mit jedem Augenblicke schwächer vernehmen.

„Zum letzten Male, den Schlüssel! oder wehe Dir!“ rief der Vicomte wüthend.

Und da der Fährmann noch immer nicht gehorchte, faßte er ihn bei der Gurgel und warf ihn zu Boden.

Im nächsten Augenblicke stand er mit dem erober=

ten Schlüssel in der Hand wieder auf und eilte aus der Hütte.

Benedict Haligan erhob sich ebenfalls und folgte ihm. —

„Penhoël, mein gnädiger Gebieter!“ rief er ihm nach, „um des Himmels willen, gehen Sie nicht!... Schon unsere Vorfahren haben es gesagt: der Fremde, den wir retten, raubt uns das Heil unsrer Seele und das Leben unseres Körpers!“

René öffnete das Vorlegeschloß, mit welchem die Kette der Fähre an einem Baumstamme befestigt war. Das Wasser hatte schon eine furchtbare Gewalt und es bedurfte seiner ganzen Kraft und Gewandtheit, um in das Fahrzeug zu springen, das vom Strome fortgerissen wurde.

Als er sich umwendete, um die Ruderstange zu ergreifen, stand der alte Benedict Haligan neben ihm.

„Ich habe sechzig Jahre lang das Brot der Penhoël gegessen,“ murmelte er mit schmerzlicher Resignation. „Möge Gott mir nur das Heil meiner Seele wahren... das Leben meines alten morschen Leibes kann ich wohl dem Sohne meines Gebieters zum Opfer bringen!“

. . . .

Es war etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, als der junge Herr Robert von Blois mit seinem Diener Blaise den Gasthof zum gekrönten Hammel verließ.

Der brave Géraud begleitete sie entblößten Hauptes und die Tabakspfeife in der Tasche bis auf funfzig Schritte von seinem Hause.

„Unsre kleine Rechnung werden wir morgen ordnen," sagte Robert.

„Morgen oder übers Jahr, wenn Sie wollen," entgegnete der Wirth. „Und Ihre junge Dame soll gepflegt werden, als wäre sie die Tochter des Königs."

„Ich danke Ihnen, mein lieber Herr Géraud... auf Wiedersehen."

„Glückliche Reise!"

Der Wirth verabschiedete sich mit einer artigen Verbeugung und während Robert und Blaise auf der Straße fortritten, rief ihnen der gute Géraud noch von ferne nach:

„Hüten Sie sich nur vor den Lachen, den Uhlanen und der Ueberschwemmung!"

Robert und Blaise setzten ihre Pferde in Trab und verließen die Stadt.

Als sie sich im Freien befanden, neigte sich der Tag zu Ende. Das Wetter war herrlich, aber die Sonne ging in einem dunklen Wolkenbett mit purpurrothen Fransen unter und kurze Windstöße schüttelten dann und wann das dürre Laub der Bäume.

Robert war in heitere Gedanken vertieft und ein triumphirendes Lächeln umspielte seine Lippen. Blaise kannte sich nicht vor Wonne. Während der Amerika-

ner sich seinem Nachdenken überließ, übte er sich auf seinem plumpen Pferde in Stellungen, welche des olympischen Circus würdig gewesen wären.

Nur das beständige Schweigen wollte ihm nicht behagen.

„Darf man denn nicht mehr sprechen, Herr Robert?“ sagte er endlich in unterwürfigem und schmeichelndem Tone.

„Sprich, wenn Du willst.“

„Das läßt sich hören!... Nun, so will ich Dir denn sagen, mein Sohn, daß ich diesmal mit Dir zufrieden bin. Paris ist keine zwei Sous werth, es lebe die Bretagne!“

Robert ließ sich in seinen Gedanken nicht stören.

„Eine vortreffliche Sache, wahrhaftig!“ fuhr Blaise mit zunehmender Begeisterung fort; „ich habe noch nie ein so schönes Geschäft entriren sehen! Während Du mit dem alten Géraud sprachst, Herr Robert, hätte ich Dich umarmen mögen... Wie leicht ging er in die Schlinge!... jetzt habe ich keine Angst mehr, Du hebst dieses ganze Landvolk mit zwei Tempo's aus dem Sattel.“

„Jubele nicht zu früh!“ erwiderte Robert.

„Und auch noch diese Bescheidenheit!“ rief Blaise gerührt. „Es ist wirklich eine Ehre für mich, Dein Bedienter zu sein!... Ich sage Dir, wir haben Glück, soviel ist klar, und sollte die Geschichte mit Penhoël

wider alles Erwarten fehlschlagen, so hätten wir doch immer unsre hundert bis zweihundert Thaler in der Tasche."

„Wie so?" fragte der Amerikaner zerstreut.

„Wir sind Eigenthümer von zwei guten Pferden," antwortete Blaise aus vollem Herzen lachend, „und der wackere Géraud hat die Vorsicht so weit getrieben, unsere Satteltasche mit Pistolen zu versehen. Dies Alles kann man leicht verkaufen."

„Das ist wahr," entgegnete Robert, der sich eines Lächelns nicht erwehren konnte; „Du hast auch Talente, Freund Blaise... aber Gott sei Dank, so weit ist es noch nicht mit uns gekommen."

„Kurz, ein Apfel für den Durst kann nie schaden..." hob Blaise wieder an.

„Genug davon," unterbrach ihn Robert, „wir haben jetzt an andre Sachen zu denken, ungerechnet die Uhlanen, die Ueberschwemmung rc. ... Die Andeutungen, welche uns der vortreffliche Géraud gegeben hat, bilden unsren Katechismus und wir dürfen keine einzige davon außer Acht lassen."

„Hm!" murmelte Blaise, „wenn Du auf mich rechnest..."

„Während die Pferde gesattelt wurden," fiel ihm Robert abermals ins Wort, indem er eine Brieftasche hervornahm, „habe ich meine kleinen Notizen gemacht

... Wir wollen sie noch einmal durchlesen, so lange es ein wenig hell ist."

Er hielt die Schreibtafel vor die Augen und begann zu lesen:

„Ludwig von Penhoël (der ältere Bruder) seit funfzehn Jahren vom Hause entfernt, Oberstleutnant im Dienste der Vereinigten Staaten... Du siehst," unterbrach er sich, „daß ich eben so gut meine eigenen Worte als die unsres Wirthes notirt habe. Es ist schon ein Unglück, wenn man vergißt, was Andere gesagt haben, aber was man selbst gesagt hat, muß man sich vor Allem genau merken!"

Blaise hörte mit der ehrerbietigen Aufmerksamkeit eines Schülers zu, dem die Worte seines Lehrers ein Orakel sind.

„Dieser Ludwig von Penhoël," fuhr Robert fort, „ist offenbar die Hauptperson der ganzen Familie, eine Art Romanheld. Es ist zehn gegen eins zu wetten, daß er nicht mehr lebt: diese Person dünkt mir ein unschätzbarer Fund. Was auf ihn und auf die Frau des Gebieters von Penhoël Bezug hat, habe ich nicht notirt... die Details vergißt man und darauf gründet sich der ganze Bau unsrer Geschichte."

Er wendete das Blatt in seiner Schreibtafel um und las weiter:

„Die Familie Pontalès... erblicher Haß. — Dies kann uns von unberechenbarem Nutzen sein! Wenn

man Waffen gegen die Montecchi braucht, so wird man ein Freund der Capuleti ...“

„Wer sind diese Leute?“ fragte der Einschläferer.

„Penhoëls und Pontalès der alten Zeit,“ antwortete Robert. „Jetzt weiter: Der Oheim in Holzschuhen ... ein eben nicht sehr interessantes Fossil! — Herr und Frau von Penhoël ... bekannte Sachen. — Die kleine Blanca, ihre Tochter (der Engel genannt) ... wahrscheinlich ein blondes und verzärteltes Kind; das wird sich finden. — Die beiden Töchter des Oheims in Holzschuhen, ihr Bruder Vincenz und der Adoptivsohn Roger von Launoy. — Dieses kleine Volk ist mir nicht angenehm; sie geniren uns und sind später unnütze Mäuler.“

„Du scherzest!“ sagte Blaise; „meinst Du, daß wir diese Gelbschnäbel behalten?“

Blaise hatte seine Phantasie in Thätigkeit gesetzt und sah sich schon unfehlbar als einen der Besitzer von Penhoël.

„Sie würden uns allerdings zuviel Geld kosten,“ versetzte Robert. „Ohne diese vier Kinder scheint das Schloß für uns wie geschaffen zu sein. Doch ich sehe eben, daß mir hier ein Name fehlt ... Nun, vielleicht erzählt mir der Vater Géraud noch etwas von dem braven Kameraden, der ihm auf der Rhede von Brest das Leben gerettet hat.“

„Und bei dem ich Brautführer gewesen bin?“ ergänzte Blaise.

„Ganz recht... ich kann mich durchaus nicht mehr auf seinen Namen besinnen.“

Blaise kratzte sich an der Stirn, als ob er nachdächte.

„Ist dieser Name sehr wichtig?“ fragte er.

„Höchst wichtig!“

„Das freut mich, mein Junge!“ rief Blaise, sich vergnügt die Hände reibend; „wenn es so ist, dann kann ich das Vaterland retten, denn ich entsinne mich! Unser Neuvermählter heißt Gauthier.“

Robert notirte diesen Namen in seiner Schreibtafel, die er hierauf wieder in die Tasche steckte.

Die Dunkelheit nahm rasch zu und die schwarzen Wolken, hinter denen die Sonne untergegangen war, stiegen langsam am Horizont empor.

Schon bedeckten sie in Westen den dritten Theil des Himmels, während in Osten und Norden die Sterne zu funkeln begannen.

Die Windstöße wurden immer seltener und obgleich es zu Ende des Herbstes war, so schien doch die ganze Atmosphäre mit Electricität geschwängert zu sein.

Die Straße, welche sich bisher auf dem Rücken einer kleinen Hügelkette hingezogen hatte, führte jetzt bergab in ein dunkles und bewaldetes Thal.

Unsere beiden Reiter trabten den Abhang hinunter.

Beide schwiegen und ergingen sich nach Herzenslust in den schönsten Träumen.

Nach mannigfachem Mißgeschick lächelte ihnen Fortuna endlich; dahin war alle Noth und Sorge um den kommenden Tag! Sie sollten friedliche und geachtete Leute, sie sollten Gutsbesitzer werden!

Jeder baute nach seiner Art Luftschlösser und sie ritten heiter und sorglos ihres Weges, ohne zu bemerken, daß die Gegend jetzt ein ganz andres Ansehen hatte.

Der schmale, schlechte Weg lief jetzt im Thale hin, es war völlig dunkel geworden und die schweren Wolken hatten sich wie ein dunkles Zelt über den ganzen Himmel gebreitet. Zu beiden Seiten der Straße wurde der Blick durch dichtes Gebüsch gehemmt.

„Mich ärgern nur die verdammten Abgaben," sagte Blaise mit einem tiefen Seufzer.

„Ich habe auch schon daran gedacht," entgegnete Robert; „sie betragen fünftausend Franken auf unsere lumpigen vierzigtausend Livres jährlicher Einkünfte."

„Es ist eine Schande!"

„Die Regierungen lernen nie einsehen, daß die Grundbesitzer ihre natürlichen Stützpfeiler sind."

„Die Last muß uns erdrücken!"

„Wir gehen zu Grunde! Wenn wir noch die Reparaturen und Ausfälle abrechnen, bleiben uns kaum dreißigtausend Franken jährlich!"

Robert sprach diese Worte mit einer tiefen und schmerzlichen Ueberzeugung.

Ehe Blaise ihm etwas darauf erwidern konnte, ertönte eine laute und durchdringende Stimme in der dunklen Einsamkeit.

„Halt!“ rief sie und setzte dann in gebieterischem Tone, wie zu unsichtbaren Leuten sprechend, hinzu:

„Gebt Alle Acht!“

Auf diesen Befehl ließ sich plötzlich im dürren Laube des Dickichts ein lautes Geräusch vernehmen.

Robert und Blaise, die auf eine so unerfreuliche Art aus ihren lieblichen Träumen geweckt wurden, sahen sich erschrocken um.

Sie bemerkten im Dunkeln einen mitten auf der Straße stehenden Mann, während Andere zu beiden Seiten unbeweglich seiner Befehle harrten. Dabei rauschte es fortwährend in dem dürren Laube des Gebüsches.

Robert und Blaise machten nicht den mindesten Versuch zu entfliehen. Die Warnung des braven Géraud ging in Erfüllung: sie waren auf allen Seiten von den fürchterlichen Uhlanen umringt!...

VII.

Vibandier's Hilfsmittel.

Das Erwachen unserer beiden Helden war um so unangenehmer, als ihr Traum heiter und verführerisch gewesen war. Der Schlag kam ihnen ganz unerwartet, aber sie ließen sich demohngeachtet nicht durch ihn entmuthigen.

Trotz der imposanten Uebermacht der Räuber hatte Blaise Lust, ihnen Widerstand zu leisten.

„Wenn wir die Pistolen des Vaters Géraud versuchten?“ flüsterte er seinem Gefährten zu.

Der Räuberhauptmann hatte dies gehört, denn er rief sogleich:

„Martin, Michael, Peter, Johann, und alle Anderen! Ihr rührt Euch nicht von der Stelle; aber sobald dieser Herr Miene macht, sein Pistol anzuschlagen, so schießt Ihr ihn nieder wie einen Hasen.“

Niemand antwortete und nur das Rauschen im Dickicht nahm zu.

„So ist es recht, Kinder!“ sprach der Hauptmann weiter. „Kein Wort! so lautet Euer Befehl, denn wenn man spricht, erkennt man die Stimmen und es kommt immer etwas davon vor die Assisen.“

Während der redselige Anführer der stummen Räuber seinen Untergebenen auf diese Art Moral predigte, streckte Robert den Kopf über den Hals seines Pferdes und bemühte sich, das Gesicht des Banditen zu erkennen; allein es war zu dunkel.

„Ja, ja, Ihr armen Herren,“ begann der Uhlane wieder, „Ihr habt nur vierzigtausend Franken Einkünfte und die Regierung schämt sich nicht, Steuern von Euch zu verlangen! . . . Es ist empörend!“

Er hielt inne, um seiner fortwährend unbeweglichen Bande nochmals zuzurufen, daß sie sich ganz still verhalten solle.

Robert strengte seine Augen und Ohren an; er würde zehn Louisd'ors von seinem zukünftigen Reichthum für einen einzigen Mondstrahl gegeben haben.

„Doch beruhiget Euch, Freunde“ fuhr der Räuber fort, „ich bin nicht so habsüchtig wie die Regierung, denn ich verlange nichts weiter von Euch, als was Ihr in Euern Taschen habt.“

Hierauf spannte er den Hahn seines Gewehrs und rief seinen Leuten zu:

„Rührt Euch nicht, Kinder, aber haltet Euch bereit, auf mein Commando Feuer zu geben.“

Die musterhaft disciplinirte Bande machte nicht die mindeste Bewegung.

Robert und Blaise antworteten nicht.

„Nun?“ rief der Uhlane mit Donnerstimme, „muß man Euch erst das Leben nehmen, um Eure Börse zu bekommen?“

Ein schallendes Gelächter beantwortete diese entsetzliche Drohung. Blaise konnte sich die Sache nicht erklären. Die gemeinen Räuber beobachteten unerschütterlich ihre stumme Regungslosigkeit.

„Bibandier! mein guter Bibandier!“ rief endlich Robert, „wie sehr hast Du Dich geirrt!“

„Bibandier?“ wiederholte Blaise ganz verblüfft, „unmöglich!“

Der Räuberhauptmann war bei diesem Namen heftig erschrocken und murmelte bestürzt:

„Die Stimme muß ich kennen ... Ha! verfluchtes Land! ... sogar Freunde findet man hier!“

Je weiter er sprach, desto herzlicher lachte Robert.

Der Räuber stellte seine Flinte auf den Boden und nahm ein Feuerzeug aus der Tasche.

„Sei so gut, mein Junge,“ bat Robert, „und sage Deinen Leuten, daß wir Kameraden sind.“

„Ihr bleibt ganz still auf Euern Posten!“ befahl Bibandier, während er eine kleine Laterne anzündete, mit welcher er dann die Gesichter der beiden Reiter beleuchtete.

„Der Einschläferer!“ rief er aus, „und dieser verteufelte Amerikaner! ... Glaubt Ihr etwa, daß es mir angenehm ist, Euch zu sehen?“

„Gieb mir die Hand, Alter!“ sagte Robert.

„Wenn ich bedenke, daß ich seit zehn Minuten hinter ihnen ging und sie von ihren Einkünften sprechen hörte!“ murmelte Bibandier.

„Und von den verwünschten Abgaben,“ sagte Blaise, dem Roberts Heiterkeit sich endlich mittheilte.

„Ihr spielt also blos zu Eurem Vergnügen Komödie?“ rief Bibandier.

„Soviel ist gewiß, mein Junge,“ erwiderte Robert, „daß wir bei unsrer Unterhaltung nicht an Dich gedacht haben. Wir glaubten, Du wärest in Brest.“

„Ich komme von dort.“

„Beleuchte Dich doch ein wenig, damit wir Dich sehen können.“

Bibandier drehte bereitwillig die runde Glasscheibe seiner Laterne herum und unsere beiden Reiter betrachteten sein Gesicht, auf dem sich die schmerzlichste Enttäuschung aussprach.

Er war ein Mann von fünfunddreißig bis vierzig Jahren, mager und lang wie eine Hopfenstange. Ein dichter à la Cartouche verschnittener Backenbart bemühte sich vergebens, ihm eine wilde Physiognomie zu geben, kurz er war ein Räuber von höchst unschuldigem Aussehen.

„Wie traurig Du bist, mein armer Bibandier!“ sagte Robert. „Ich dächte doch, wenn man seine Freiheit und eine tüchtige Bande hat ...“

„Ich esse trocknes Brot und trinke Wasser,“ erwiderte Bibandier mit einem kläglichen Seufzer; „seit einem Monate habe ich in diesen erbärmlichen Haiden kein Stück Geld zu sehen bekommen und sehne mich wahrhaftig in's Bagno zurück!“

„Was sagst Du!“

„Ach wie ganz anders ist es doch in Paris!“ rief Bibandier in wehmüthigem Tone. „Dort verdient man in der ersten besten Straße binnen einer Stunde nach Mitternacht soviel, um vierzehn Tage lustig davon leben zu können; ich arbeite nur, um wieder nach Paris zurückzukehren und ich kann Euch nicht sagen, wieviel Mühe ich es mir kosten lasse! Als ich Euch diesen Abend kommen sah, dachte ich schon, ich hätte einen glücklichen Fang gemacht und das Herz klopfte mir, als ich Euch von Euren Einkünften sprechen hörte. Ich sehe im Geiste Paris und mein Stübchen und rieche den Duft der Garküche, wo wir mit einander zu Mittag aßen, wenn Ebbe in unseren Taschen war ... aber nein ... Pech! nichts als Pech! ... Ich fange an zu glauben, daß ich hier in meinem Loche noch verhungere!“

„Ist noch Branntwein in der Flasche?“ fragte Robert.

„Der Vater Géraud hat sie gefüllt," antwortete Blaise.

„So steige ab, es ist noch früh und wir können wohl mit einem alten Freunde eine Pfeife rauchen."

Unsere beiden Reiter stiegen ab und banden ihre Pferde an einen Baum.

Es rauschte jetzt nicht mehr im Laube; die Armee Bibandiers beobachtete fortwährend ihre musterhafte Unbeweglichkeit und schien einen Befehl ihres Anführers zu erwarten, um ihre Reihen zu öffnen.

Ein großer Hund, der eben so mager war als sein Herr, kam aus dem Gebüsch hervor und schnüffelte mit eingezogenem Schwanze und verhungerter Miene um die Pferde herum.

„Wahrhaftig, mein Junge, ich begreife Dich nicht," sagte Robert, indem er Bibandier die Branntweinflasche reichte. „Es giebt kein Land in der Welt, wo sich ein Dutzend tüchtiger Bursche nicht durchschlagen könnten ... Was Teufel machst Du denn mit allen Deinen langen Kumpanen?"

Der unglückliche Räuberhauptmann trank einen tüchtigen Schluck Branntwein, der sein Herz ein wenig zu erfrischen schien, und erwiderte, indem er zu lächeln versuchte:

„Die Bande macht also doch Effect?"

Robert und Blaise betrachteten die stummen Räuber.

„Einen großartigen Effect!“ sagte Blaise.

„Mit einer solchen Truppe könnte man eine Karawane anhalten,“ setzte Robert hinzu.

„Ha! ha! ha!“ lachte Bibandier, „ich bin zwar nicht zum Scherzen aufgelegt, aber es ist zu drollig! ... Rührt Euch nicht von der Stelle, Ihr Leute! ... Seht nur, wie gehorsam ... und die ganze Truppe kostet fast gar nichts zu unterhalten!“

Nachdem er noch einen derben Zug aus der Branntweinflasche gethan hatte, setzte er kopfschüttelnd hinzu:

„Martin, Michael, Johann, Bonaventura und die Anderen sind geduldige Besenstiele, die ich ankleide, so gut ich kann ...“

„Nicht möglich!“ riefen Blaise und Robert zu gleicher Zeit, „wir haben sie ja im Gebüsch sich bewegen hören?“

„Medor! hier!“ rief Bibandier. „Diese Rolle versieht Medor,“ fuhr er fort, „den ich darauf abgerichtet habe, mit den Pfoten in dem dürren Laube zu wühlen, sobald ich rufe: Gebt Alle Acht!“

Robert nahm die Laterne und beleuchtete damit die Banditen, die in der That nichts Andres waren als hölzerne Pfähle, die längs der Straße aufgepflanzt und mit Lumpen behangen waren.

„Mit einer so vortrefflichen Idee nicht einmal sein Brot zu verdienen!“ sagte Blaise; „manche Leute haben doch gar kein Glück!“

„Ich hätte wirklich geglaubt, die Gegend müßte sich für diesen Geschäftszweig eignen," bemerkte Robert; „ich habe viel von den sogenannten Uhlanen sprechen hören."

„Ich und Medor sind die Uhlanen," entgegnete Vibandier; „das heißt, jenseits der Sümpfe von Glénac giebt es noch viel mehr, aber dies sind feige Memmen, die das Geschäft nicht verstehen. Ich wollte mich unter sie aufnehmen lassen, aber es gelang mir nicht, und jetzt verfolgen sie mich überall, um mich zu ermorden, unter dem Vorwande, daß ich ihrem Rufe schade. Und doch bringe ich keinen Menschen um, denn selbst meine Flinte ist nichts als ein Kastanienast."

„Stopfe Dir eine Pfeife, mein armer Vibandier," sagte Robert, „wir wollen uns einen Augenblick niedersetzen."

„Geduld," entgegnete der Räuber; „das Gras ist feucht, ich will Euch meine Mannschaft als Unterlage geben."

Er breitete die Lumpen seiner Soldatenpuppen auf den Erdboden, lehnte seine Scheinflinte an einen Baum und setzte sich neben unseren beiden Reitern nieder.

Aus der nun folgenden Unterhaltung konnte man leicht sehen, daß Blaise und der junge Robert von Blois ein nicht sehr exemplarisches Leben in Paris geführt hatten. Man erzählte sich gegenseitig ziemlich

verwegene Streiche. Unsere beiden Reisenden und Bibandier bildeten ein vortreffliches Kleeblatt.

Der Branntweinflasche wurde tüchtig zugesprochen und Bibandier konnte nicht müde werden, das Mißgeschick zu schildern, das ihn seit seiner Entweichung aus dem Bagno verfolgt hatte.

„Ihr seht indessen, daß ich mein Möglichstes thue, um anständig mein Brot zu verdienen; aber ich glaube, daß ich früher oder später noch gezwungen sein werde, meinen armen Medor zu verzehren, um dem Hungertode zu entgehen.“

„Ein trauriger Braten!“ bemerkte Blaise.

Medor heulte kläglich.

„Mit aller meiner Mannschaft und Industrie verdiene ich keine fünf Sous den Tag,“ fuhr der unglückliche Straßenräuber fort. „Medor bringt mir zuweilen ein dürres Huhn, das ich mir koche und das wir gemeinschaftlich verzehren. Gelingt ihm das aber nicht, so müssen wir fasten.“

„Wo wohnst Du?“ fragte Robert.

„Mein Quartier ist gerade nicht schlecht und wir hätten alle Drei hinreichenden Platz darin, wenn Ihr Euch bei meinem Geschäfte betheiligen wolltet. Ich bewohne ganz allein eine alte Windmühle und befinde mich sehr wohl darin, ausgenommen wenn es regnet.“

„Das Dach ist wohl durchlöchert?“

„Nein, sie hat gar kein Dach mehr. Aber erzählt mir doch auch etwas von Euch ... was wollt Ihr eigentlich hier?“

Anstatt zu antworten, stand Robert auf und klopfte die Asche aus seiner Pfeife.

„Es scheint mir, als wollte es anfangen zu regnen,“ sagte er.

„Es wird nichts, mein Junge ... Du willst mir also nicht sagen? ...“

„Ich hoffe gewiß, daß wir uns wiedersehen, aber der Teufel soll mich holen, wenn es kein Gewitter giebt. Vorwärts, Blaise! aufgesessen!“

„Wohin reitet Ihr denn?“ fragte Bibandier wieder; „wollt Ihr mich nicht mitnehmen?“

„Wir wollen noch etwas Besseres thun,“ entgegnete Robert, indem er sich leicht in den Sattel schwang; „ich kann es nicht über mich gewinnen, Dich hier in Noth zurückzulassen ... wir haben noch sieben Franken funfzig Centimen ...“

„Und Du willst mit mir theilen?“ rief Bibandier gerührt.

„Ich gebe sie Dir ganz.“

Bibandier konnte seinem ehemaligen Kameraden nur stumm die Hand reichen, so erstaunt war er über diese beispiellose Freigebigkeit.

„Aber ...“ wollte Blaise einwenden.

„Schweig!“ unterbrach ihn Robert; „es paßt zu meinem Plane, daß wir ausgeplündert worden sind.“

„Das nenne ich einen Freund!“ rief der hocherfreute Uhlane mit Salbung; „wie lange habe ich keine solchen Geldstücke in der Hand gefühlt! ... Du bist ein wackerer Junge, Robert! ... gieb mir Deine Adresse, ich suche Dich am äußersten Ende der Welt auf!“

Der Amerikaner gab dem Pferde seines Begleiters einen Hieb mit der Reitgerte und Beide ritten im scharfen Trabe fort.

Bibandier packte seine Kameraden zusammen und nahm sie auf dem Rücken mit sich fort. Roberts Freigebigkeit hatte ihn in den Stand gesetzt, sich und seine Bande eine Woche lang zu erhalten.

„So tief kann man sinken, wenn man sich nicht zu benehmen versteht,“ sagte der junge Herr von Blois zu seinem Diener. „Wenn wir unsre Partie gewinnen, will ich ihm soviel geben, daß er nach Paris zurückkehren kann ... es müßte denn ein unangenehmes Geschäft nöthig werden, in welchem Falle ich ihm den Vorzug verspreche.“

Blaise schlug den Kragen seiner Blouse herauf, um sich gegen den Wind zu schützen, der ihm große Regentropfen in's Gesicht jagte.

„Das fängt gut an,“ brummte er vor sich hin; „wenn es so fort geht, werden wir naß wie die Maden.“

Das Gewitter brach in der That mit voller Hef-

tigkeit los. Kaum waren sie einige hundert Schritte von ihrem Haltorte entfernt, so trieften ihre Kleider schon vom Regen. Der Sturm heulte wüthend in den Bäumen und dann und wann zeigte ihnen ein heller Blitz den schlammigen Weg.

Blaise zitterte vor Kälte und ergoß sich in Klagen. Robert dagegen behielt seine unerschütterliche frohe Laune.

„Bravo!“ sagte er, „dieses Wetter hätte nicht gelegener kommen können. So treffen wir doch in einem passenden Zustande auf dem Schlosse Penhoël ein.“

Es verging eine halbe Stunde, während der die Wuth des Sturmes zunahm. Plötzlich blieben die beiden Pferde zu gleicher Zeit stehen.

Robert wollte das seinige anspornen, aber es that keinen Schritt weiter.

„Wir müssen Wasser vor uns haben,“ sagte Blaise.

Ein Blitz bestätigte seine Vermuthung. Eine halbe Sekunde lang sahen sie den ruhigen Lauf des Dust, die doppelte Hügelreihe und die dunkle Silhouette des Schlosses Penhoël.

„Wir sind am Ende unserer Leiden!“ sagte Robert. „Es ist ein Bach, über den man mit gleichen Füßen springen könnte, und die famose Ueberschwemmung, vor der wir so sehr gewarnt worden sind, hat

einige Aehnlichkeit mit den furchtbaren Uhlanen, die sich auf unsren Freund Bibandier beschränken.“

„In dieser Gegend sind die fliegenden Fähren Mode,“ versetzte Blaise, durch die nahe Hoffnung auf ein gutes Nachtlager ermuthigt; „wollen wir nicht den Fährmann rufen?“

„Holla! Fährmann! ... hol’ über!“ rief Robert.

Niemand antwortete am entgegengesetzten Ufer.

Sie wiederholten ihren Ruf, aber ohne einen besseren Erfolg.

„Es wäre vielleicht nicht übel, wenn wir durch den Bach schwämmen,“ bemerkte Robert, der sich durch nichts irre machen ließ. „Die Uhlanen, der Sturm und zum Beschluß ein Bad ... danach kann man sich ganz nackt präsentiren.“

Beide waren vom Pferde gestiegen.

Seit einigen Minuten vernahmen sie hinter den Bergen den heiseren Ton eines Hornes und in der Ferne einen klagenden Ruf, dessen Bedeutung sie anfangs nicht verstanden.

Blaise ängstigte sich ein wenig.

„Horch!“ flüsterte er, „das Horn kommt näher ...“

„Es ist ein Reiter,“ versetzte Robert.

„Was hat dies zu bedeuten?“

In diesem Augenblicke galoppirte der Bote am andren Ufer vorüber, indem er beständig rief:

„Das Wasser! das Wasser!“

Blaise schauderte.

„Wir wollen umkehren,“ sagte er mit schon zitternder Stimme.

„Du bist nicht klug,“ erwiderte Robert sorglos; „wenn auch der Bach eine halbe Elle anschwillt, so geht uns das Wasser noch kaum bis über die Kniee.“

Ein dumpfes Getöse erscholl hinter den Hügeln und bald stürzte sich eine weiße schäumende Masse brüllend in die Schlucht.

Die beiden Pferde bäumten sich und schnaubten geräuschvoll; dann sprangen sie zu gleicher Zeit zurück und entflohen in gestrecktem Galopp.

„Wir sind verloren!“ stammelte Blaise, der ebenfalls Miene machte, die Flucht zu ergreifen.

Aber plötzlich fühlte er eine eigenthümliche Kälte an den Füßen, die immer höher stieg und bald verlor er den Grund.

Das Wasser war an der Stelle, wo er und Robert so eben noch standen, bereits sechs Fuß hoch und die wüthende Fluth riß sie Beide mit sich fort.

Sie riefen aus allen Kräften um Hilfe, aber es war ihnen, als verhallte ihr ohnmächtiger Angstruf ungehört in dem sie umgebenden Getöse.

Sie kämpften gegen den reißenden Strom, aber ohne alle Hoffnung; sie sahen den Tod vor Augen.

VIII.

Die Ueberschwemmung.

Die Fähre, welche Penhoël und Benedict Haligan der Wahrsager bestiegen hatten, war ein alter und schwerfälliger Kahn, der schon lange Jahre gedient hatte und durch dessen schlecht zusammengefügte Planken das Wasser eindrang.

Der reißende Strom führte sie in der Richtung der Sümpfe von Glénac fort. René's Ruderstange war zu kurz und erreichte kaum den Grund des Oust; der Kahn drehte sich um sich selbst und bald war er ganz den Wellen preis gegeben.

Benedict Haligan stand unbeweglich mitten im Boote, als hätte es zur Beruhigung seines Gewissens hingereicht, die Gefahr seines Herrn zu theilen.

Seitdem René von Penhoël sich inmitten der Wasserfluth befand, verhinderten ihn sowohl seine ver=

zweifelten Anstrengungen als auch das ihn umgebende Getöse, die Richtung der Angstrufe noch zu erkennen.

Er hörte sie wohl noch, aber nur schwach und sie schienen sich immer weiter zu entfernen.

Der Vicomte bot alle seine Kräfte auf, um den Kahn zum Stehen zu bringen oder seinem Laufe eine andere Richtung zu geben; allein er blieb fortwährend im Bett des Flusses und das Ruder fand keinen Grund.

Der erste Blitz, der die Wolken zerriß, zeigte ihm sein Schloß und den doppelten Hügel schon in weiter Ferne, während die Ueberschwemmung sich mit jedem Augenblicke weiter ausbreitete.

Er hörte auf zu rudern und lauschte. Das Angstgeschrei erreichte sein Ohr nicht mehr.

Jetzt warf er das Ruder in den Kahn und setzte sich entmuthigt auf den Rand desselben. Seine Stirn war mit Schweiß bedeckt, seine Kraft erschöpft und verworrene Gedanken durchkreuzten sich in seinem Kopfe.

„Gnädiger Herr," sprach neben ihm die ruhige Stimme des Fährmanns, „so kommen wir geraden Weges in den Strudel der weißen Frau."

Penhoël blickte auf und empfand eine Regung abergläubischer Furcht, als er die hohe und finstere Gestalt Benedict Haligans vor sich sah. Er glaubte nicht an Zauberer, aber man ist nicht umsonst ein Sohn der bretagnischen Haiden. Es kommt eine Stunde, wo sich der gereifte Mann der grausenhaften Geschichten

erinnert, die er in seiner Kindheit gehört hat und wo die im Herzen jedes Bretagners gespannte Saite des Wunderbaren erklingt.

Der Fährmann nahm in diesem Augenblicke für Penhoël eine übermenschliche Länge an. Der Vicomte hatte einen Schleier vor den Augen, durch den er das riesige Gespenst der „weißen Frau“ über dem gierigen Wasser schwebend zu erkennen glaubte.

„Die Unglücklichen sind vielleicht schon vor uns dahin gekommen!“ murmelte er schaudernd.

„Nein,“ entgegnete der Fährmann.

Seine sonst schon vom Alter gebrochene Stimme schien in diesem feierlichen Momente ernst und fest zu sein.

Ein Gefühl, das sich Penhoël selbst nicht hätte erklären können, hielt ihn ab, die Beihilfe seines unheimlichen Begleiters in Anspruch zu nehmen.

„Weißt Du denn, wo sie sind?“ fragte er ihn endlich.

„Ja,“ antwortete Benedict.

„Nun, warum nimmst Du dann nicht das Ruder?“

„Weil Sie es mir nicht befohlen haben.“

„Wozu ist es nöthig ... “

„Herr von Penhoël,“ unterbrach ihn der Schiffer in schmerzlichem Tone, „ich habe nicht mehr lange zu leben ,.. mein Körper gehört Ihnen, aber ich will meine Seele retten. Ich habe Ihnen einen guten Rath

gegeben, mehr kann ein Diener nicht thun. Wollen Sie mit Gefahr Ihres Lebens auf dieser Welt und Ihres Seelenheils in jener die Fremden noch immer retten?“

„Ich will es!“ antwortete Penhoël mit leiser Stimme.

„Wohlan, so geben Sie mir laut Ihre Befehle, damit Gott und der Teufel sie hören. Ich weiß wohl, daß ich meinen Leib nicht retten kann, denn diese Leute werden mich umbringen: so will es ein geheimnißvolles Gesetz ... aber die heilige Jungfrau wird meiner armen Seele gnädig sein!“

„Und ich?“ flüsterte Penhoël unwillkürlich.

„Ehe sie Sie umbringen, werden sie Sie der Verdammniß preis geben!“

Es entstand eine Pause in dem Kahne, der unaufhaltsam von dem Strome fortgerissen wurde.

René von Penhoël schämte sich seiner selbst.

„Dies Alles ist thörigtes Geschwätz!“ rief er endlich. „Nimm das Ruder und arbeite.“

„Sie befehlen mir also, die Fremden zu retten?“ fragte der alte Benedict langsam und feierlich.

„Ja, ich befehle es Dir!“

„Einmal ...“

„Ja.“

„Zweimal ...“

„Ja.“

„Dreimal ...“

„Hundertmal!“ rief Penhoël, indem er heftig mit dem Fuße auf den wurmstichigen Boden des Kahnes stampfte; „dadurch, daß man Christen hilflos umkommen läßt, überliefert man seine Seele dem Teufel. Vorwärts!“

Der Fährmann nahm aus einem Winkel des Boots die Schöpfkelle und bediente sich derselben als Ruder, um endlich aus dem Flußbett zu kommen, wo die Stange keinen Grund mehr hatte. Das schwere Fahrzeug fügte sich langsam seinen Anstrengungen, drehte sich noch einmal um sich selbst und lenkte in ruhigeres Wasser ein.

Haligan griff nun zur Ruderstange, mit der er leicht wieder Grund fand. Die Fähre schwamm über den großen Wiesen, die wir früher mit zahlreichen Viehheerden bedeckt gesehen haben.

„Nimm Dich in Acht, daß Du Dich nicht verirrst,“ sagte Penhoël; „wir müssen schon sehr weit sein.“

„Wir sind bei dem Dorfe Glénac, gerade auf halbem Wege zwischen dem Port Corbeau und der weißen Frau,“ erwiderte Haligan. „Wenn ich eine Gegenströmung finde, so brauchen wir nicht mehr Zeit zur Rückfahrt als wir bis hierher gebraucht haben.“

Während er dies sagte, ruderte er mit unermüdlichem Eifer. Die Finsterniß war so dicht, daß man durchaus nichts in der Umgebung des Nachens unterscheiden konnte, und doch ließ sich nicht die geringste

Unschlüssigkeit in Benedicts Manövern erkennen. Er verfolgte im Dunkeln einen geraden und unsichtbaren Weg. Kein Anderer außer ihm hätte die unbestimmten Merkmale erkannt, die ihm als Compaß dienten.

Penhoël stand zitternd vor Frost im Boote und bemühte sich, seine Ungeduld zu bemeistern.

„Nach der Zeit, die wir schon umherfahren, hätten wir ihr Rufen wieder hören müssen,“ sagte er zu dem Fährmanne.

„Dies wird auch bald geschehen,“ entgegnete dieser, „denn ich kenne meinen Weg, als wäre es heller Tag, und weiß wo sie sind, als sähe ich sie vor mir. Horchen Sie!“

Penhoël lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit, aber er hörte kein anderes Geräusch, als das Rollen des Donners.

„Es sind drei Fälle möglich,“ hob der Fährmann wieder an; „entweder hat sie der Strom nach dem Strudel zu getrieben, oder sie sind an's andere Ufer geschwommen, oder sie haben sich an den Weiden festgehalten, die unterhalb der Straße von Redon am Rande der Wiese stehen. Wenn sie dort sind, müssen wir sie sogleich hören ... still!“

Diesmal schlug ein leiser und kaum vernehmbarer Ruf an Penhoëls Ohr.

„Vorwärts!“ rief er, indem er nach einem zweiten Ruder im Kahne suchte.

„Sie können sich noch immerhin einige Minuten gedulden," murmelte der alte Schiffer, „denn Sie haben Ihr ganzes Leben vor sich, um unsere Arbeit von dieser Nacht zu bereuen!"

Der Fährmann ruderte indessen weder langsamer noch schneller als bisher. Bald hörte man den Angstruf der Unglücklichen ganz deutlich und Penhoël hielt beide Hände vor den Mund, um ihnen zu antworten.

Noch einige Minuten und das Boot erreichte die über das Wasser emporragenden Zweige der Weiden.

Robert und Blaise standen bis an die Brust im Wasser und hielten die Stämme der beiden höchsten Weiden umklammert, während die Fluth langsam immer höher stieg.

Seitdem der erste Anfang der Ueberschwemmung sie mit fortgerissen, hatte keine menschliche Stimme auf ihren Nothruf geantwortet. Nirgends zeigte sich in der sie umgebenden Finsterniß der mindeste Strahl von Hoffnung.

Sie sahen nichts als wirbelnden Schaum, und dieser stieg immer höher an den Weidenstämmen empor, die sich unter dem Druck des Wassers wie Schilfrohr vor dem Winde beugten.

In dieser entsetzlichen Lage befanden sie sich schon geraume Zeit, als die Stimme René's von Penhoël zuerst bis zu ihnen drang. Ihre Arme wurden matt

und mit Schrecken sahen sie den Augenblick herannahen, wo sie die Bäume verlassen mußten.

Sie schwiegen beide zu gleicher Zeit.

„Hast Du gehört?“ fragte Robert, der seinen Ohren nicht glauben wollte.

„Ja,“ antwortete Blaise; „aber werden sie uns finden?“

„Sie sind noch sehr weit entfernt und ich habe keine Kraft mehr!“

„Meine Finger sind ganz erstarrt!“

Sie schöpften Athem und stießen zusammen einen durchdringenden Hilferuf aus, dem ein anderer, zwar noch schwacher, aber doch deutlicher Ruf antwortete.

„Sie kommen!“ sagte Robert hocherfreut; „wenn Gott uns rettet, so müssen wir Buße thun und ein christliches Leben beginnen.“

„Ich für meinen Theil gelobe dies,“ erwiderte Blaise aus aufrichtigem Herzen.

„Und ich schwöre es!“

Die Stimme des unsichtbaren Retters kam immer näher und sie begannen das Geräusch des Ruders zu hören.

„Ja,“ sagte Robert, „ich will einen andern Lebenswandel führen und nicht mehr an Lug und Trug denken!“

„Keine schlechten Streiche mehr!“ versetzte Blaise, von Reue durchdrungen.

„Ein rechtschaffenes Leben!“

„Was schadet die Armuth, wenn man ein gutes Gewissen hat!

Das Wasser stieg höher und höher; schon ging es ihnen bis an den Hals. Sie sprachen aus innerster Ueberzeugung.

Es vergingen einige Sekunden. Robert unterschied zuerst die dunklen Umrisse des Nachens. Diese Erscheinung versetzte seiner Bußfertigkeit einen gewaltigen Stoß.

„Achtung!“ flüsterte er seinem Genossen zu; „es wird vielleicht noch Alles gut und wir gehen durch das Glücksthor auf dem Schlosse Penhoël ein ...“

„Denkst Du noch immer daran?“ sagte Blaise, der seinen reuigen Ton beibehalten.

„Sieh!“ rief der Amerikaner.

Blaise erkannte jetzt ebenfalls das Boot.

„Teufel!“ rief er, „das ändert die Sache! ...“

Benedict Haligan lenkte den Kahn bis an die Weide, an der sich unsere beiden Reisenden festhielten, und stellte sich dann an's äußerste Ende desselben, so weit als möglich von den Fremden entfernt. Der Vicomte von Penhoël vollbrachte ganz allein das Rettungswerk.

Robert und Blaise konnten jedoch ihren Retter nicht erkennen und hielten ihn für einen Landmann aus der Gegend.

Sobald Robert im Boote stand, hatte er mit heroischer Kaltblütigkeit seine Rolle wieder angenommen.

„Gott vergelte es Euch, wackerer Freund!“ sagte er, indem er sich erschöpft auf eine Bank niedersetzte. „Ihr habt einem Manne das Leben gerettet, der Euch noch diesen Morgen hätte fürstlich belohnen und zu dem reichsten Landwirth der Gegend machen können. Aber jetzt bin ich ärmer als ein Bettler.“

„Mein unglücklicher Gebieter!“ seufzte Blaise als treuer und ergebener Diener.

„Wir wollen nicht murren,“ versetzte Robert, „der Himmel konnte uns auch das Leben nehmen!“

„Sie haben also viel verloren?“ fragte der Vicomte von Penhoël, während Benedict Haligan in der Richtung des Port Corbeau fortruderte.

„Ich habe große Summen verloren, mein edler Freund,“ antwortete Robert in schmerzlichem Tone, „und ich werde lange warten müssen, ehe ich sie ersetzen kann, denn meine Heimath liegt jenseit des Oceans. Ihr aber werdet hoffentlich nicht Alles verlieren und der Herr Vicomte von Penhoël wird mir gewiß zu Hilfe kommen, um meine heilige Schuld gegen Euch abzutragen.“

„Sie kennen den Vicomte von Penhoël?“ fragte René mit Erstaunen.

Benedict Haligan forschte mit gespannter Aufmerksamkeit.

Ein falscher Schritt konnte dem jungen Robert von Blois in diesem Augenblicke für immer das Spiel verderben. Aber sein guter Stern wachte über ihm.

„Ich bin ein Fremder,“ entgegnete er, „und habe den Vicomte von Penhoël nie gesehen. Aber ich kam in einer ihn sowohl als seine Familie betreffenden Angelegenheit nach der Bretagne und ich hatte Ursache zu glauben, daß er mir zu Dank verpflichtet sein würde. Jetzt sind unsere Rollen vertauscht und ich werde mich genöthigt sehen, seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen.“

Eine Menge Fragen drängten sich auf René's Lippen, aber er hielt sie zurück und begnügte sich mit der Erwiderung:

„Ein Penhoël verweigert Niemandem die Gastfreundschaft, mein Herr; wir werden Sie auf das Schloß führen.“

Der Kahn erreichte den Port Corbeau und René von Penhoël half den beiden Verunglückten nach einander bei'm Aussteigen.

„Nehmen Sie meinen Arm,“ sagte er zu Robert, „das Ufer ist uneben; Benedict, hilf dem andren Herrn.“

„Nicht für alles Geld der Erde!“ entgegnete der Fährmann, indem er sich von Blaise entfernte, als wäre dieser mit der Pest behaftet.

Er eilte nach seiner Hütte, die etwa hundert Schritt entfernt war, und holte die vor der Thür stehende Laterne. Dann kehrte er zu Penhoël und seinen beiden Gästen zurück, welche langsam den Hügel hinaufgingen.

Er beleuchtete mit seiner Laterne das Gesicht Roberts und Blaise's und betrachtete sie einige Sekunden lang stillschweigend.

„Penhoël! Penhoël!“ sagte er hierauf mit seiner hohlen und pathetischen Stimme, „Sie haben es gewollt, Gott verzeihe Ihnen! ...“

Zu gleicher Zeit legte er eine Hand auf die Schulter des Schloßherrn, während er mit der andern auf Robert von Blois zeigte.

„Er ist es!“ setzte er leiser hinzu, „dieser bringt Untergang und Verbrechen mit! ... Ich bin sehr alt, aber ich werde noch vor meinem Tode drei Schatten verstorbener Jungfrauen unter meinen Weiden umherwandeln sehen! ... Penhoël! Penhoël! das Unglück schwebt über Ihrem Hause! ... hüten Sie sich!“

Robert hatte sich eines leichten Schrecks nicht erwehren können, als er so unvermuthet den Namen seines Retters erfuhr. René wendete sich zornig nach dem Fährmann um, aber dieser ging schon mit großen Schritten seiner Hütte zu, während er vor sich hin murmelte:

„Das Unglück schwebt über ihm und über mir! Aber die heilige Jungfrau wird sich meiner Seele erbarmen!“

Er trat in seine Hütte und hing, so gut es gehen wollte, die Thür wieder ein. Als Penhoël mit seinen Gästen vorüberging, war sie fest verschlossen.

IX.

Ein liebenswürdiger Gast.

Es war ohngefähr eine halbe Stunde, nachdem Robert von Blois und sein Diener Blaise die Schwelle des Schlosses Penhoël überschritten hatten.

Die Familie und die anwesenden Gäste waren im Speisesaale versammelt und saßen an einem großen eichenen Tische, den das Tischtuch nur zur Hälfte bedeckte.

An dem oberen Ende dieser Tafel wurde das Abendessen eingenommen, das andre war unbesetzt.

Eine reiche Fülle auserlesener Speisen bedeckte das blendend weiße Tischtuch und an den vier Ecken standen schöne Krüge von braunem Fayence, mit neuem Cider gefüllt, der noch seine moussirende Haube trug.

Die gnädige Frau hatte das Benedicite gesprochen, die Teller waren gefüllt und man speis'te mit vortrefflichem Appetit.

Robert von Blois hatte zur Rechten des Gebieters von Penhoël Platz genommen; diesem zur Linken saß seine Gemahlin, die an kalten Wintertagen ihren Ehrenplatz bei der Tafel gern einem Andren abtrat, um dem Kamine näher zu sein.

Hinter Robert stand Blaise, dem man, wie seinem Herrn, einen trocknen Anzug gegeben hatte.

Der Einschläferer trat seine Stelle als Kammerdiener an und er schickte sich vortrefflich darein, denn er fühlte sich hier jedenfalls behaglicher als zwischen den Aesten seiner Weide. Demohngeachtet zählte sein lüsternes Auge wehmüthig die Leckerbissen, welche Robert verzehrte.

Während dieser es sich vortrefflich schmecken ließ, wendete er seine Zeit so gut als möglich an.

Mit Hilfe der von Géraud erhaltenen Mittheilungen hatte er auf den ersten Blick jedem dieser unbekannten Gesichter einen Namen gegeben. Allein wenn er den ländlichen Familienkreis im Ganzen betrachtete, kam es ihm vor, als wären die Notizen des Gastwirths ein wenig übertrieben. Robert suchte vergebens die Symptome eines verborgenen Familiendrama's zu entdecken, das es ihm so leicht gemacht haben würde, im Trüben zu fischen.

Alle Gesichter schienen ihm einen verzweifelt ruhigen Ausdruck zu haben. Er sah nur eine junge Mutter, die sich zwischen ihrem Gatten und ihrem

Kinde glücklich fühlte, und die übrigen Anwesenden: der Oheim Johann, seine Töchter, Vincenz und Roger vervollständigten in seinen Augen eine stille und fromme Familie, deren einförmiges und etwas langweiliges Glück der Schrecken vieler unglücklichen Stadtbewohner sein würde.

Selbst der Leser, dem noch die Scene im Salon von Penhoël in frischem Andenken ist, würde Roberts Erstaunen einigermaßen getheilt haben. Das Ansehen des häuslichen Kreises hatte sich in der That verändert. Es herrschte nicht mehr das düstere Schweigen, welches vorher auf den Bewohnern des Schlosses lastete und nur in seltenen Pausen durch Worte von trauriger Vorbedeutung unterbrochen wurde.

Die Ankunft eines Fremden, welche in diesem entlegenen Winkel der Bretagne stets ein Ereigniß ist, erhielt durch die sie begleitenden Umstände ein erhöhtes Interesse. Man darf nicht mit einem Male in den Bach treten, dessen ruhigen Lauf man untersuchen will. Das Wasser wird trübe, der Fisch verkriecht sich und der schimmernde Kiesel, den man genauer betrachten wollte, verschwindet unter dem von dem unbedachtsamen Fuße aufgerührten Schlamme. Robert beherrschte sich.

Uebrigens dürfen wir nicht vergessen, daß René von Penhoël bei unsrem ersten Besuche auf dem Schlosse eine halb geleerte Flasche Branntwein neben sich hatte.

Im nüchternen Zustande war der Vicomte ein ruhiger und sanfter Ehegatte und nur der Alkohol verwandelte die in seinem Innern schlummernden schmerzlichen Erinnerungen in düstre Visionen.

Die Wasserpartie hatte die Spiritusdünste gänzlich zerstreut; sein Kopf war frei und das Bewußtsein, zweien Menschen das Leben gerettet zu haben, erfüllte sein Herz mit Zufriedenheit.

Nur der Oheim Johann befand sich noch in der schwermüthigen Stimmung, die wir zuvor auf seinem ehrwürdigen Antlitz gelesen haben. Er allein dachte noch an Den, dessen unvermuthet ausgesprochener Name vor einer Stunde einen so peinlichen Eindruck auf die Bewohner des Schlosses gemacht hatte. Das Herz des alten Oheims vergaß den Abwesenden nie und er feierte im Stillen mit inniger Liebe den Jahrestag der Abreise des älteren Penhoël.

Alle übrigen Anwesenden beschäftigten sich ausschließlich mit dem Fremden. Der Mann des Gesetzes und der Schulmeister betrachteten ihn mit neugieriger Aufmerksamkeit, als wäre er ein Aethiopier oder Neuseeländer. Die jungen Mädchen bewunderten sein ausdrucksvolles Gesicht, Roger hielt ihn auf gut Glück für einen Romanhelden und nur Vincenz empfand eine unwillkürliche Abneigung gegen ihn, die er sich vergebens zu erklären suchte.

Seine Augen schweiften beständig von dem Frem-

den auf Bianca von Penhoël, als ob er eine unbekannte Gefahr für das holde Kind fürchtete...

„Auf Ihr Wohl, mein verehrter Herr Wirth," sagte Robert, indem er sein Glas nach dem Munde führte, „und nehmen Sie zum hundertsten Male meinen herzlichsten Dank! ... Gott weiß, wo ich ohne Sie jetzt sein würde!"

„Ich habe nur meine Pflicht gethan," entgegnete der Vicomte.

„Ihr finsterer Bootsmann war nicht dieser Meinung!" bemerkte Robert lächelnd.

„Benedict Haligan ist ein Ehrenmann," sagte die gnädige Frau; „er hat schon manchem Unglücklichen das Leben gerettet, aber sein Geist ist schwach und unsere Landsleute haben mitunter sonderbare Vorurtheile."

Robert verbeugte sich ehrerbietig.

„Ein glückliches und gesegnetes Land, Madame," erwiderte er, „wo Gott in's Herz der Reichen das Heilmittel für die Unwissenheit der Armen gelegt hat."

Obgleich wir Robert in vertraulicher Gemeinschaft mit Blaise und Vibandier gesehen haben, so hatte er doch wahrscheinlich auch schon bessere Gesellschaft frequentirt, denn bei Gelegenheit verstand er es sehr gut, sich fein und elegant zu benehmen. In einem hocharistokratischen Zirkel würde vielleicht ein scharfsichtiger Beobachter einige leichte Fehler in seinem Spiele ent-

deckt haben, aber in Penhoël erschien sein Ton außerordentlich vornehm und jedes seiner Worte erhöhte gleichsam das Piedestal seiner Ueberlegenheit.

Wenn Jemand sich ein wenig beengt fühlte, so war er es gewiß nicht, sondern eher der Vicomte von Penhoël.

„Man hatte mir wohl gesagt, was ich in Penhoël finden würde," hob Robert wieder an; „aber manche Leute sind so glücklich, daß ihr Ruf noch weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Ich kann vielleicht nicht lange mehr in Frankreich bleiben, aber mag geschehen was da wolle, so habe ich doch gesehen, was mancher Andere während seines ganzen Lebens vergeblich sucht: das Haus eines ächten Edelmannes!"

Penhoël erröthete vor gekitzeltem Stolz.

Robert reichte seinen Teller über die Schulter und Blaise nahm ihn mit einem tiefen Seufzer in Empfang.

„Wie?" rief er, sich umwendend, mit leutseliger Güte aus, „Du bist hier, mein armer Blaise?"

„Ich wollte den gnädigen Herrn bedienen ..." begann dieser.

„Das unterlasse sogleich," fiel ihm Robert in's Wort. „Ich bitte Sie um Entschuldigung, gnädige Frau, aber Blaise ist ein Diener, wie man ihrer wenige findet und ich bin so frei, einen Theil der Wohl-

thaten für ihn in Anspruch zu nehmen, mit denen Sie mich so freundlich überschütten."

Jedermann lobte Robert im Stillen für diesen Beweis seiner Herzensgüte. Er war jetzt nicht nur ein vornehmer und fein gebildeter Mann, sondern besaß auch ein edles Herz.

Man empfindet ein inniges Vergnügen, wenn man so vortreffliche Eigenschaften an einem Menschen entdeckt, dessen erste Erscheinung einen angenehmen Eindruck gemacht hat. Die jungen Mädchen und die Vicomtesse dankten dem Fremden mit einem Blicke und Blaise begab sich nach der Küche.

Das Abendessen dauerte bereits zwanzig Minuten und Robert befand sich seit einer guten Stunde auf dem Schlosse; aber demohngeachtet und obgleich Robert im Boote von einem Auftrage für den Schloßherrn gesprochen, hatte noch Niemand darüber eine Frage an ihn gerichtet.

Dies war gewiß eine musterhafte Gastfreundschaft, aber Robert wußte sie nicht zu schätzen. Eine indiscrete Neugier würde ihm lieber gewesen sein, weil er seine Geschichte vollständig in Bereitschaft hatte.

Da er jedoch sah, daß das Fragen nicht beginnen wollte, so entschloß er sich, das Wort zu nehmen.

„Es kommt mir nicht zu, Herr Vicomte," sagte er, indem er Letzterem mit liebenswürdiger Ungezwungenheit die Hand reichte, „Ihre zartfühlende Zurückhal-

tung zu Ihrem Nachtheile zu benutzen, und Sie sollen wenigstens den Namen des Gastes kennen, den der Zufall Ihnen sendet. Ich heiße Robert von Blois."

Penhoël verbeugte sich.

„Ein alter bretagnischer Name," entgegnete er; „Sie müssen ihn kennen, Oheim?"

„Allerdings," antwortete dieser, der wie alle alten Landedelleute ein lebendiges Adelsregister war; „wir haben mehrere Familien dieses Namens, ohne des Herzoglichen Hauses zu gedenken, von dem ein Mitglied ihn führte. Wir haben die Blois von Quimper und die Blois von Moncontour ..."

„Meine Familie stammt in der That aus der niederen Bretagne," erwiderte Robert, „allein ich kann nur auf eine sehr entfernte Verwandtschaft mit den von Ihnen genannten angesehenen Häusern Anspruch machen, denn meine Vorfahren wohnen schon seit langer Zeit in Amerika."

„Ganz recht, ich entsinne mich," versetzte der Oheim Johann in seinen Erinnerungen suchend. „Ein Chevalier von Blois, Namens d'Emery, mußte zur Zeit des Edicts von Nantes auswandern."

Robert betrachtete den Oheim mit Bewunderung.

„Es ist Thatsache," sagte er, „daß mein Urgroßvater d'Emery hieß. Wie dem auch sein möge, ich habe Boston, den Wohnsitz meines Vaters, verlassen, um bedeutende Geschäftsangelegenheiten in Frankreich zu

ordnen, von denen mich auch eine in diese Gegend rief. Seit meiner Ankunft auf französischem Boden hatte ich kein Abenteuer erlebt, Paris und seine Gauner hatten meine Börse verschont, mein Reisewagen war Tag und Nacht dahin gerollt, ohne je von einem der klassischen Straßenräuber angehalten zu werden, die fast eben so selten geworden sind, als Geistererscheinungen; aber heut bin ich nur zu glänzend entschädigt worden. Hören Sie in zwei Worten meine Geschichte. Mit bedeutenden Werthpapieren versehen, kam ich diesen Morgen in Redon an, um mich in der Umgegend eines Auftrags zu entledigen. Mein freundlicher Wirth in Redon, der Vater Géraud, machte mich auf die Gefahren des Weges aufmerksam, aber ich wollte nicht daran glauben und überdies hatte ich mir vorgenommen, meinen Auftrag persönlich auszuführen. Ich reis'te demnach ab und begegnete eine Stunde von Redon einer Räuberbande, die mich anfiel und ausplünderte."

„Die Uhlanen!" erscholl es in der Runde.

„Dies kann ich nicht mit Gewißheit sagen ... es war eine ganze Armee von Bösewichtern mit abschreckenden Gesichtern!"

„Und sie haben Ihnen Alles abgenommen?" fragte die Vicomtesse.

„All mein baares Geld," antwortete Robert. „Aber diese Räuber scheinen noch zu keinem hohen Grade von Bildung vorgeschritten zu sein, denn sie

ließen mein mit Banknoten gefülltes Portefeuille unberührt."

„Ist es möglich?" riefen alle Zuhörer erfreut.

„Doch erlauben Sie, ich bin deshalb um nichts reicher. Mein Felleisen und alle darin enthaltenen Papiere sind jetzt weit von hier, wenn Ihr höllischer Fluß so fortgewachsen ist."

„Es ist wahr ... die Ueberschwemmung!" flüsterte die Gesellschaft mit zunehmendem Interesse für den Fremden und seine Erzählung.

Die beiden reizenden Töchter des Oheims Johann vergaßen das Essen, um ihn anzustaunen. Mit offenem Munde hörten sie ihm zu, ohne ein Auge von ihm zu verwenden. Sie empfanden Beide in gleichem Grade ein sonderbares und neues Gefühl; ein unbekannter Horizont that sich plötzlich vor ihren Blicken auf, es war, als ob sie unerwartet die Weltbühne sahen.

Bei dem Namen Paris hatten sie einen raschen Blick gewechselt und ein eigenthümliches Feuer strahlt aus ihren Augen.

Die schüchterne Bianca verbarg sich hinter ihrer Mutter und blickte nur verstohlen hervor. Roger war von Bewunderung erfüllt, noch nie hatte er einen Mann kennen gelernt, der sich mit diesem glänzenden Cavalier vergleichen ließ.

Nur Vincenz behielt fortwährend seine finstre Miene bei.

Der Schulmeister und der Advokat, welche neben einander am unteren Ende der Tafel saßen, hätten vor Allem gerne gewußt, wie viel Geld das fameuse Felleisen enthielt.

„Man hat schon mehr als einmal auf den Wiesen Gegenstände gefunden, die im Port Corbeau verloren worden waren," bemerkte der Vater Chauvette mit Bescheidenheit.

„Ich würde Demjenigen, der mir mein Felleisen wiederbrächte, mit Vergnügen tausend Louisd'ors geben!" rief der Amerikaner lebhaft.

Der Mann des Gesetzes notirte sich dieses Versprechen und faßte den Vorsatz, am nächsten Morgen bei guter Zeit nach dem verlornen Felleisen zu suchen.

„Aber auf Wunder darf man nie rechnen," fuhr Robert lächelnd fort, „und es wäre undankbar von mir, wollte ich mich über das Schicksal beklagen. Ich kann nicht sagen, daß ich die verlorenen Summen nicht schmerzlich vermisse, denn ich bin von meiner Familie weit entfernt und ein Fremder ohne Geld dünkt mir eben nicht beneidenswerth .... doch es handelt sich im Grunde um einige tausend Louisd'ors weniger und es wäre eines Gentleman unwürdig, wenn er sich durch eine solche Kleinigkeit entmuthigen ließe.... Auf Ihre Gesundheit, Herr Wirth!"

Alles sprach zu Gunsten dieses Mannes. Seine letzten Worte hatte er in launigem Tone gesagt, was

nicht nur großen Reichthum andeutete, den Niemand verachtet, sondern auch einen wirklichen Seelenadel verrieth, und dies machte auf die Mehrzahl der Anwesenden einen noch größeren Eindruck. Man findet nicht alle Tage einen Mann, der mit heiterer Gleichgiltigkeit von einem solchen Verluste spricht, und Robert stieg daher mit jedem Augenblicke in der Achtung seiner Gönner.

„Nicht so leicht kann ich mich über den Verlust einiger Briefe trösten, deren richtige Besorgung mir dringend an's Herz gelegt worden ist," setzte er noch hinzu. „Ich hatte in meinem Felleisen die Mittel, um das Leben, welches Sie mir gerettet haben, Herr von Penhoël, mit Glück zu vergelten."

Eine lebhaftere Neugierde sprach aus Aller Blicken. Man verstand diese Aeußerung noch nicht.

Robert schwieg und schien eine Frage zu erwarten; Penhoël dagegen schien eine solche zu fürchten.

„Wenn ich nicht irre," sagte er indessen endlich, „so sprachen Sie in dem Kahne von einem Auftrage an den Vicomte von Penhoël."

„Den habe ich auch, mein theurer Herr Wirth."

„Darf ich mir die Frage erlauben ..."

„Eine Botschaft aus weiter Ferne!"

„Woher kommt sie?"

„Von Newyork."

Penhoël machte eine Geberde des Erstaunens.

Die schönen und ruhigen Gesichtszüge seiner Gemahlin drückten endlich eine Regung von Neugierde aus.

„Von Newyork?“ wiederholte der Vicomte, „ich kenne Niemanden in Newyork.“

Die Augenlider des jungen Herrn von Blois senkten sich und mit einem verstohlenen Blicke musterte er alle am Tische Sitzenden.

„Sind Sie dessen ganz gewiß?“ fragte er hierauf, und noch ehe Penhoël geantwortet hatte, setzte er hinzu: „Sollte der ältere Penhoël im Hause seines Vaters schon vergessen sein?“

Wenn Robert einen heftigen Eindruck hatte machen wollen, so konnte er mit dem Erfolge zufrieden sein.

Eine Wolke verfinsterte alle Stirnen zu gleicher Zeit und jedes Auge senkte sich zu Boden.

Penhoël, der eben sein Glas nach dem Munde führen wollte, ließ es fallen, daß es zerbrach.

Die gnädige Frau wurde leichenblaß vor Schreck.

Der Oheim Johann glich einem Manne, der seinen Ohren nicht traut.

Er war halb aufgestanden und stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch. Seine gewöhnlich sanften blauen Augen hefteten sich mit ängstlicher Spannung auf den Fremden.

Robert bot alle seine Kräfte auf, um den triumphirenden Ausdruck zu bemeistern, der sein Gesicht über-

ziehen wollte. Das stille Glück der Familie hatte ihn einen Augenblick an der Gewalt der in seinen Händen befindlichen Waffe zweifeln lassen. Jetzt aber war kein Zweifel mehr möglich: die Waffe war gut und traf die schwache Seite aller Herzen.

Er erhob den Kopf; sein Blick war ernst und kalt wie der eines Richters.

„Habe ich recht gehört?“ sagte endlich der Oheim Johann mit tief bewegter Stimme; „haben Sie von Ludwig von Penhoël gesprochen?“

„Ich habe von dem ältern Penhoël gesprochen,“ antwortete Robert von Blois.

„Und Sie haben das Wort vergessen ausgesprochen?“ fuhr der alte Mann fort, dessen Augen sich mit Thränen füllten. „O, es ist mehr als ein Herz unter uns, das sein Andenken treu bewahrt.“

René unterbrach ihn mit sichtlicher Anstrengung, indem er zu Robert sagte:

„Jeder von uns liebt das Oberhaupt der Familie Penhoël ... ich bin nur der jüngere Bruder und an dem Tage, an welchem Ludwig zurückkehrt, werde ich ihm mit Freuden den Platz unserer Väter überlassen.“

Der Oheim Johann war aufgestanden und ging mit schwankenden Schritten um den Tisch herum auf den Fremden zu.

„Wohl gesprochen, lieber Neffe!“ sagte er, indem er die Hand René's ergriff, der sich abwendete. „Gott

segne Dich, denn Du bist ein würdiger Sohn Penhoëls ... Ich bin nur ein alter armer Mann,“ sprach er dann zu Robert von Blois, „aber ich liebte meinen Neffen Ludwig wie man sein theuerstes Kind liebt. Sprechen Sie, mein Herr ... bringen Sie uns eine gute Nachricht, oder muß ich bis an's Ende meiner Tage Trauer anlegen?“

Robert hörte, daß sich der Brust der Vicomtesse ein ängstlicher Seufzer entwand.

Wahrscheinlich hörte ihn Penhoël ebenfalls, denn er beugte sich vorwärts und rückwärts, um Martha's Gesicht zu beobachten. Allein Herr von Blois machte entweder zufällig oder absichtlich zwei gleiche Bewegungen und Penhoël konnte daher nichts sehen.

Alle Anwesenden dachten an den Traum des Engels, der Ludwig todtenbleich am Boden hatte liegen sehen.

Als Robert von Blois das Wort von Neuem ergriff, hielt Jedermann den Odem zurück, um besser hören zu können.

„Ich bringe gute Nachrichten,“ sagte er, „und mein Unfall kann zum Glück nichts daran ändern. Ludwig von Penhoël, mein Freund, hat mich beauftragt, seinen Bruder zu umarmen und mich gebeten, ihm ausführlich über seine Familie zu berichten.“

Der scharfsichtigste Beobachter würde nicht im Stande gewesen sein, die entgegengesetzten Gefühle zu

unterscheiden, die auf dem Gesicht des Vicomte von Penhoël gleichsam an einander stießen: zuerst eine Regung wiederkehrender aufrichtiger Bruderliebe, dann wieder etwas Eisiges, wie Mißtrauen und Verdruß.

Der gute Oheim Johann hatte Roberts Hand ergriffen und drückte sie weinend, weil dieser gesagt hatte: „Er ist mein Freund...“

Er war es, der die Fragen that, welche man eigentlich hätte aus dem Munde des Schloßherrn hören sollen: „Wo ist er? was thut er? wird er zu uns zurückkehren? denkt er an uns, die ihn so sehr lieben? ist er noch immer schön und hochherzig? und ist er auch glücklich?“

Alle Anwesenden erinnerten sich im Stillen dessen, was man in der Gegend über den Geschiedenen sprach.

„Ich bin sein erster Lehrer gewesen!“ flüsterte der Vater Chauvette gerührt.

„Er war ein Teufelsjunge!“ brummte der Mann des Gesetzes, „das Latein habe ich ihm nie beibringen können.“

„Ich glaube, ich würde ihn sogleich erkennen,“ sagte Diana; „ich habe zu oft von ihm geträumt.“

„O, gewiß nicht öfter als ich!“ versetzte Cypriane.

„Wenn er nicht zurückkommt,“ rief Roger, „so hole ich ihn, und wäre es am äußersten Ende der Welt!“

Während diese und ähnliche Worte sich durch-

kreuzten, mußte man erstaunen über die finstre Unbeweglichkeit des Vicomte und seiner Gemahlin.

Robert antwortete ohngefähr so wie er dem Gastwirth Géraud zum gekrönten Hammel geantwortet hatte.

„Morgen am Tage," setzte er hinzu, „will ich Ihnen alle näheren Einzelnheiten mittheilen. Die verloren gegangenen Briefe aber enthielten wahrscheinlich Dinge, die ich Ihnen nicht sagen kann."

„Waren diese Briefe an mich?" fragte Penhoël.

„Einer davon," erwiderte Robert.

„Und einer an mich?" fragte der Oheim Johann schüchtern.

„Ja."

„Sonst keiner?" fragte Penhoël.

Robert schien zu zögern. Der Odem der gnädigen Frau stockte in ihrer Brust, bis Herr von Blois endlich erwiderte:

„Es waren nur diese beiden."

Jetzt färbten sich Martha's Wangen wieder ein wenig, ihre Augenlider zitterten und unter ihren langen Wimpern konnte man eine Thräne glänzen sehen.

„Es ist spät und ich bin sehr ermüdet," hob Robert wieder an; „aber ich wollte mich nicht eher zur Ruhe begeben, bis ich die Gefühle kennen gelernt hatte, die man hier für meinen Freund Penhoël hegt. Was ich vernommen, hat mein Herz mit Freude erfüllt, und der Brief, in dem ich ihm von seinem Bruder, von

seinem Oheim und von allen übrigen Mitgliedern der Familie erzählen will, wird ihn glücklich machen! ... Jetzt, mein verehrter Herr Wirth, bitte ich Sie um die Erlaubniß mich zurückziehen zu dürfen ... aber ehe ich mein Zimmer aufsuche, wünschte ich noch, Sie einige Minuten unter vier Augen zu sprechen, wenn ich dadurch I're Güte nicht mißbrauche."

Penhoël erhob sich rasch, als hätte diese Bitte einem geheimen Wunsche seines Innern entsprochen, indem er sagte:

„Ich bin zu Ihren Diensten."

Robert verbeugte sich auf die artigste und freundlichste Weise vor allen Anwesenden, und drückte dem Oheim Johann mit Herzlichkeit die Hand.

Was ihm aber die Gunst der beiden jungen Mädchen und Rogers von Launoy ganz besonders gewann, war die ehrerbietige Ungezwungenheit, mit der er die Hand der Vicomtesse an seine Lippen drückte, obgleich sie die Bedeutung dieses Handkusses nicht errathen konnten.

In der That hatte Robert dabei einige Worte so leise geflüstert, daß Martha selbst sie kaum verstand.

„Gnädige Frau," hatte er geflüstert, „es waren drei Briefe ..."

Martha's Gesichtszüge veränderten sich nicht, aber ihre Hand wurde kalt und lange nachdem Robert mit

dem Vicomte von Penhoël das Zimmer verlassen hatte, blieb sie noch unbeweglich und wie versteinert.

Die übrigen am Tische Sitzenden entschädigten sich dagegen reichlich für ihr gezwungenes Stillschweigen. Man erschöpfte sich in Lobeserhebungen des Herrn von Blois und nur Vincenz protestirte durch sein stummes Zuhören dagegen.

Zuerst erwartete man die Rückkunft des Vicomte ohne die mindeste Ungeduld. Es schlug zehn Uhr an der großen Stutzuhr, dann elf Uhr. Bis zu einer so späten Stunde war die Familie lange nicht beisammen gewesen.

Penhoël erschien jedoch nicht wieder und die Bewohner des Schlosses mußten sich vor seiner Zurückkunft trennen.

Die jungen Mädchen, Roger und Vincenz reichten nach einander der gnädigen Frau die Stirn zum Kuß, und diese blieb mit dem Oheim Johann allein.

Der alte Mann setzte sich neben sie auf den Platz, den vorher der Fremde inne gehabt, und so blieben sie lange Zeit ohne ein Wort zu sprechen.

Nach einigen Minuten rollten zwei große Thränen über Martha's Wangen.

Der Oheim ergriff ihre Hand und drückte sie an sein Herz, indem er leise sprach:

„Martha! ... meine gute Martha! ... wie viel Glück haben Sie verloren! ...“

„Für immer!“ stammelte die junge Frau in Thränen schwimmend.

Der Greis schien ein tröstendes Wort zu suchen, aber wahrscheinlich gab es für sie keinen Trost. Er stützte seinen Kopf entmuthigt auf die Hand.

„Und wie drohend ist noch die Zukunft!“ setzte die Vicomtesse mit tiefem Schmerze hinzu.

Der Oheim richtete sein unstetes Auge wieder auf sie.

„Sie wissen es gar nicht,“ fuhr Martha fort; „ich ängstige mich vor diesem Manne!“

„Warum?“

„Er hat leise mit mir gesprochen ... und vielleicht weiß er ...“

„Unser Ludwig hat ein edles Herz,“ unterbrach sie der Oheim mit einem vertrauensvollen Lächeln, „und es giebt Geheimnisse, die man nur Gott mittheilt!“

. . . .

Es war Mitternacht vorüber, als der junge Robert von Blois seine Unterredung mit dem Gebieter von Penhoël beendigte, um sich in das für ihn in Bereitschaft gebrachte Zimmer zu begeben.

In einem Nebenkabinet war ein Bett für Blaise aufgeschlagen, der schon in tiefem Schlafe lag.

Robert legte sich nicht nieder, sondern ging mit großen Schritten im Zimmer umher. Sein Geist war

so beschäftigt, daß er es nicht merkte, wie eine Stunde nach der andern verstrich.

Der Morgen begann schon zu grauen und der Schein der Lampe erbleichte ... aber Robert war noch immer in Gedanken versunken, aus denen ihn erst das helle Sonnenlicht zu wecken vermochte.

Er öffnete das Fenster und seine ermüdete Brust sog gierig die frische Morgenluft ein.

Es war ein prächtiger Herbstmorgen. Robert hatte den großen Garten von Penhoël vor sich, während am Fuße des Hügels die Moorebene ihren unermeßlichen und jetzt vollkommen ruhigen Wasserspiegel ausbreitete. In der Ferne vergoldete die Sonne die Gipfel der Hügel von Saint-Vincent und Fougerays und auf der äußersten Spitze des höchsten von diesen Hügeln ragte, von einem majestätischen Walde umgeben, das schöne Stammschloß Penhoël hervor, welches gegenwärtig der Familie Pontalès gehörte.

Die herrliche Landschaft war von den blendenden Morgenstrahlen übergossen; man konnte sich unmöglich einen lieblicheren und zugleich großartigeren Anblick denken.

Robert lächelte. Er zählte die Felder, die Gebüsche und Wiesen und ließ seinen Siegerblick über die Gegend schweifen.

Endlich ging er in das Schlafzimmer Blaise's, der noch immer sanft schlummerte wie ein Gerechter.

„Steh' auf!“ sagte er, ihn heftig schüttelnd.

Blaise rieb sich die Augen und sprang aus dem Bett. —

„Teufel! ich träumte eben,“ murmelte er noch schlaftrunken, „wir hätten das Silberzeug des Schlosses mitgenommen und Bibandier führte uns, als Gensd'arme verkleidet, in's Gefängniß.“

Robert nahm ihn am Arme und zog ihn an's Fenster, wo er mit pathetischem Tone rief:

„Sieh!“

„Alle Wetter!“ versetzte Blaise, dessen Blick zuerst auf die überschwemmten Sümpfe gefallen war, „die Geschichte war also doch kein Spaß und wir hätten auf die schönste Manier in dem Teiche ertrinken können! ... Sieh nur, Herr Robert, die Weiden, an denen wir uns festhielten, sind fast ganz verschwunden. Es war wirklich ein guter Einfall von Dir, daß Du dem Himmel versprachst, ein ehrlicher Mann zu werden!“

„Davon ist nicht mehr die Rede,“ entgegnete Robert mit Ungeduld; „hierher sollst Du sehen.“

„Wahrhaftig, eine allerliebste Gegend!“

„Ja, eine schöne Gegend, mein Sohn!“ wiederholte Robert, indem er seiner enthusiastischen Freude die Zügel ließ. „Vom Schlosse an bis zur Hälfte des Wegs nach dem Dorfe, welches Du dort siehst, gehört Alles zu der Herrschaft Penhoël!“

„Unsrem Erbtheile,“ ergänzte Blaise, „das ist

ganz anständig. Aber was sieht man dort für ein schönes Schloß?“ fragte er, nach dem Hause der Pontalès zeigend.

„Das sind unsere natürlichen Verbündeten,“ erwiderte Robert mit geheimnißvoller Miene, „und ehe der Tag vergeht, will ich den guten Leuten einen Besuch machen. Vor der Hand müssen wir an unsere Privatangelegenheiten denken.“

Er zog eine mit Gold gefüllte lange Börse aus der Tasche und legte ohngefähr zwanzig Louisd'ors in die Hand des ganz bestürzten Blaise.

„Hast Du das gefischt?“ fragte Letzterer.

„Während Du schnarchtest, mein Sohn, war ich thätig. Ich werde Dir die Sache später erklären, wenn ich Zeit dazu habe... Diesen Morgen mußt Du nach Redon, um unsre und Lola's Zeche zu bezahlen.“

„Aha!“ sagte Blaise, „Lola schwimmt also auch wieder obenauf?“

„Du gehst mit ihr in alle Modehandlungen von Redon, damit sie sich einen eleganten Anzug wählt. Der Preis ist Nebensache... Wenn sie dann ihre Einkäufe gemacht hat, miethest Du den schönsten Wagen, den Du auftreiben kannst und bringst sie hierher. Hast Du mich verstanden? ... sie muß wie eine Prinzessin hier ankommen!“

X.

Der Erebus.

Wir befinden uns an den äußersten Grenzen der alten Welt auf dem Rücken einer zackigen Seeküste, von dem sich die gigantischen Stufen einer Felsentreppe bis an den Strand hinunter ziehen.

Das Meer liegt vor uns. Zur Rechten und Linken zeigen die Ufer des Finistère ihre bizarren Festons von dunklem Granit, an denen sich der Schaum des aufgeregten Oceans wie eine endlose Schnur weißer Perlen hinzieht.

Nach der Aussage glaubwürdiger Schriftsteller ist es ein großes Fest für die Bewohner jenes Landes, wenn der Sturm auf diesem gefahrvollen Meere tobt. Hinter den dunklen Felsen wohnt ein Volk, das von Schiffbrüchen lebt und sich in großen unterirdischen Galerieen aufhält, in denen sich eine Unzahl dramatischer Scenen ereignen.

In diesen wunderbaren Höhlen, die eine merkwürdige Decoration bilden, muß jeder einen Bretagner gebende Schauspieler kriechen oder springen, aber nicht gehen, und heulen oder kläffen, aber nicht sprechen. Diese Bretagner sind Wilde und Cannibalen. Gern würden unsere Romanschreiber ihnen die Keule und den wilden Blick Polyphems geben, gern würden unsere Vignettenzeichner sie vom Kopf bis zu den Füßen mit Haaren bedeckt, wie Orangutangs, darstellen.

Ihr Ruf ist jetzt begründet und mit der Zeit werden wir sie auf irgend einem Theater zum großen Vergnügen unsers pariser Publikums Frauen und kleine Kinder verzehren sehen.

Arme Betragne! hat sie nicht auch ihre Maires, ihre Adjuncten und ihre Municipalräthe? Hat man wirklich das Recht, Leute so schamlos zu verleumden, welche die Verfassung beschworen haben und der Nationalgarde angehören? Ach, wenn die Niederbretagne lesen könnte, würden die Herrn Melodramaturgen für ihre antiken Abgeschmacktheiten und ihren schändlichen Leumund schwere Rechenschaft ablegen müssen!

Diese Prämissen mußten wir vorausgehen lassen, um sagen zu können, daß an dem Tage, wo wir unsre Erzählung wieder aufnahmen, die Ufer von Ouessant und die Küstenabhänge mit einer Reihe von Neugierigen besetzt waren, unter denen man nicht einen einzigen von den wilden Fischern gefunden hätte, welche

das warme Blut der von einem Schiffbruch betroffenen reichen Kaufleute aussaugen, nicht eine einzige Priesterin von der Insel Sen, nicht den Schatten eines Druiden!

Es waren Alles wackere Leute, die auf dem Wasser oder auf dem Lande ihren Lebensunterhalt erwerben, Bauern, wie Jedermann schon gesehen hat, nur daß ihre Gesichter das dem bretagnischen Volke eigenthümliche scharf markirte Gepräge der Schwermuth und zugleich der Tapferkeit trugen.

Die Männer mit ihren langen verworrenen Haaren, und die Frauen mit ihren weißen Hauben, in denen der Seewind spielte, betrachteten mit gespannter Aufmerksamkeit ein Schauspiel, das mit nichts, was man seit Menschengedenken von Saint-Pol bis Douarnenez gesehen hatte, zu vergleichen war.

Zwischen der Küste, welche durch zahllose Brandungen vertheidigt wurde, und der Sonne, die immer tiefer in das feuchte Bett des Meeres hinabsank und den Kamm jeder Welle mit tausend zitternden Funken übersäete, erblickte man einen unbekannten Gegenstand, eine Art riesiges Ungeheuer, das ohne Ruder und Segel auf dem flimmernden Meere schwamm und gleichsam einen langen Haarschmuck von Dampf hinter sich her zog.

Die auf den Küstenfelsen des Festlandes Stehenden sahen diesen Gegenstand nur aus weiter Ferne und

daher undeutlich; die Küstenbewohner von Duessant aber, welche ihm näher waren, konnten, wenn die Sonne zur Hälfte von einer Wolke verschleiert wurde, den dunklen und niedrigen Rumpf eines Schiffes unterscheiden, eines wirklichen Schiffes, das ohngeachtet der fast gänzlichen Windstille mit rasender Schnelligkeit dahin jagte.

Seine dünnen und kahlen Maste hatten alle Segel eingezogen und boten dem Winde keinen Zollbreit Leinwand dar.

Und doch eilte es unaufhaltsam vorwärts! Seine Flanken schienen einen langen Streifen Schaum auszuspeien und die Strahlen der Sonne konnten den dicken Busch schwarzen Rauches nicht durchdringen, der sich hinter ihm entrollte.

Was war dies? Die Leute an der Küste und auf der Insel bekreuzten sich mit Entsetzen. Man fragte die Greise, die keine Antwort geben konnten und da der Gedanke an überirdische Dinge in den Köpfen der Bretagner sogleich aufsteigt, flüsterte man sich leise zu, daß dieses von einer geheimnißvollen Macht getriebene unbekannte Fahrzeug das berüchtigte Gespensterschiff sei, von dem die Matrosen so viel zu erzählen wissen und das gleichwohl noch keiner je gesehen; das Schiff, das weder Steuer noch Segel hat und das, von der Hand des Teufels bugsirt, schneller fährt als der Sturm.

Es war ohne allen Zweifel das Vorzeichen eines großen Unglücks. Diejenigen, deren Brüder oder Söhne auf dem Ocean waren, knieten nieder und beteten.

Das Schiff glitt indessen über die funkelnde See dahin und schien der tausend auf seinen Weg gestreuten Klippen zu spotten.

Es verfolgte eine mit dem Ufer fast parallel laufende Linie und umging geschickt die unsichtbaren Felsenriffe, als ob der Dämon, welcher das Steuerruder führte, die Gabe gehabt hätte, bis auf den Grund des Wassers zu sehen.

In der Nähe betrachtet, bot das geheimnißvolle Fahrzeug einen mindestens eben so sonderbaren Anblick dar als von ferne, und wenn die Küstenbewohner einen Blick auf das Verdeck hätten werfen können, so würden sie ihre Meinung über den diabolischen Charakter des Schiffes nicht geändert haben.

Es war ein ziemlich großes, langes, schmales und dunkel angestrichenes Fahrzeug. Das Verdeck war sauber und glänzend wie der Fußboden eines eleganten Salons.

Auf dem Vordertheile am Fuße des großen Mastes, dessen Stärke mit dem Rumpfe in keinem Verhältnisse stand, arbeiteten einige Matrosen, und kein fränkischer Seemann hätte ihrer Beschäftigung einen Namen geben können. Auf dem Hintertheile

sah man, außer dem Steuermanne, nur eine aus drei Personen von höchst sonderbarem Aeußern bestehende Gruppe.

Gegen die Strahlen der untergehenden Sonne waren sie durch eine Art von Zelt geschützt, das aus großen Caschemirshawls von schönen bunten Farben gebildet wurde.

Der eine von den drei Männern lag auf mehreren über einander geschichteten Kissen und hielt die Bernsteinspitze einer langen indischen Pfeife im Munde.

Die Engländer verstehen unter Nabobs eine gewisse Klasse von Abenteurern, die in Indien reich geworden sind, und mit einem fürstlichen Vermögen nach Europa zurückkehren, um es hier nach asiatischen Sitten zu verzehren.

Unser Unbekannter war in der That nichts Andres als ein Nabob; aber die guten Leute auf der Küste würden ihn für den König der Hölle in eigner Person gehalten haben.

Er war ein noch junger Mann von langer und kräftiger, dabei aber doch anmuthiger Gestalt, die nur durch die Gewohnheit des Nichtsthuns etwas verweichlicht zu sein schien. Seine außerordentlich feinen und regelmäßigen Gesichtszüge waren unter dem Einflusse der tropischen Sonne stark gebräunt; aber die Bronzefarbe seiner Haut paßte vortrefflich zu den von langen Seidenwimpern eingefaßten schwarzen Augen.

Seine emporgekämmten Haare waren fast gänzlich unter einer Mütze von Caschemir verborgen und der nach persischer Mode verschnittene Bart fiel in weichen glänzenden Wellen bis auf die Brust herab. Er trug einem Rock von leichtem Seidenstoffe, den ein loser Gürtel über den Hüften umschloß.

In gemessenen Pausen that er einen Zug aus seiner Pfeife, deren Rauch das Zelt parfümirte. Seine Augen schweiften unstet umher und er schien in Gedanken vertieft zu sein.

Aber unter dieser üppigen und trägen Ruhe errieth man dennoch Kraft, Verstand und schlummernde Kühnheit, und was an diesem Manne ganz besonders auffiel, war seine Schönheit.

Von den beiden anderen Männern, die sich bei ihm befanden, lag einer vor ihm auf den Knieen und unterhielt das Feuer in dem reich verzierten Pfeifenkopfe, während er dem Fremden von Zeit zu Zeit eine kleine Tasse mit gefrornem Sorbet reichte; der andre stand hinter den Kissen und bewegte über seinem Kopfe einen großen Federfächer.

Beide waren schwarz wie Ebenholzstatuen, aber ihre Gesichter hatten nicht jenen stumpfsinnigen und geistlosen Ausdruck, welcher die Neger der Guineaküste charakterisirt. Es waren zwei griechische Profile, in schwarzen Marmor geschnitten und unter der dunklen

Hautfarbe erkannte man den reinen Typus der kaukasischen Race.

Die auf dem Verdeck zerstreuten Matrosen schienen ängstlich darauf bedacht, die Linie nicht zu überschreiten, welche das Schiff in zwei Hälften theilte. Der Nabob und seine schweigsamen Diener erregten beständig die aufmerksame Neugierde der Mannschaft, die jedoch nur schüchterne Blicke nach ihnen warf.

Der Kapitain, ein wohlbeleibter Engländer mit offenem, aber kaltem Gesicht, ging langsam auf dem Plattbord umher. Auf der andren Seite des Schiffes saß ein junger Matrose mit übereinander gekreuzten Armen auf der Schanzverkleidung. Sein Kopf war auf die Brust herabgesenkt und sein Gesicht verschwand fast ganz unter dem langen schwarzen Haar. Ohngeachtet dieses Schleiers errieth man einen düstern Schmerz in seinen bleichen Zügen und aus seiner ganzen Haltung sprach eine tiefe Niedergeschlagenheit.

Der junge Mann kümmerte sich wenig darum, ob eine Gefahr vorhanden war; zuweilen beugte er sich sogar noch weiter über die Brustwehr und seine Augen, in denen ein flüchtiges Feuer glänzte, schienen das durchsichtige Wasser neidisch zu betrachten ...

Niemand beachtete ihn, denn Aller Blicke waren nur auf den Nabob gerichtet. Um diesen nicht in seiner Ruhe zu stören, wurden die Befehle fast mit leiser Stimme gegeben; alle Manövers wurden geräuschlos

ausgeführt und das Schiff glitt schweigend durch die Fluth.

Wenn ein Fischerboot in sein Kielwasser kam, so bekreuzte sich die plötzlich in eine Dampfwolke gehüllte Bemannung desselben eben so ängstlich als die Zuschauer an der Küste und suchte die goldenen Lettern zu buchstabiren, welche am Vordertheile des sonderbaren Schiffes das unbekannte Wort bildeten:

Erebus.

Abgesehen von jedem abergläubischen Gedanken, erblickten die Küstenfischer und die am Ufer versammelten Landleute in diesem Fahrzeuge eines der seltensten Wunder, die je ein Mensch gesehen. Selbst weniger Unwissende und Leichtgläubige würden beim Anblick desselben eine ähnliche Ueberraschung empfunden haben, denn sie hätten unvermuthet das kühnste und wunderbarste Werk des menschlichen Genies vor Augen gehabt.

Der „Erebus“ war das erste Dampfboot, das die Wogen des Oceans durchschnitt.

Man leugnete damals die Kraft des Dampfes nicht allein unter dem niederen Volke, sondern auch in den aufgeklärteren Klassen, wie man heutzutage die Möglichkeit geregelter Luftreisen leugnet.

Der Erebus hatte seine erste Probefahrt auf der Themse gemacht und war dann von unsrem Nabob für die Reise von London nach Bordeaux gemiethet worden.

Damals machte man sich noch übertriebene Vor-

stellungen von den Gefahren einer solchen Reise, und wahrscheinlich eben deshalb hatte der Nabob sie unternommen.

Dieser Nabob war ein merkwürdiger Mann, der, ganz abgesehen von seinem Reichthum und seinen sonderbaren Gewohnheiten, die aufmerksame Neugierde der Mannschaft des Erebus verdiente.

Seine Lebensgeschichte war zum Theil an Bord bekannt. Er hieß Berry Montalt und führte den Titel eines Majors. Allein dies war bloße Bescheidenheit von seiner Seite, denn man wußte, daß er commandirender General der Truppen des Iman von Maskate, des souverainen Fürsten dieses an Asien grenzenden afrikanischen Reiches gewesen war, das einen größeren Flächenraum enthält, als Frankreich und England zusammengenommen.

Er war vor sechs bis acht Monaten von einem wahrhaft königlichen Gefolge begleitet in London angekommen und hatte sich hier einen am Ende von Portland-Plauce, dem Regents Park gegenüber liegenden Palast gekauft.

Der Luxus, den er nun entwickelte, hatte selbst die Stadt, welche über nichts erstaunt, in Verwunderung gesetzt. In dem leidenschaftlichen Verschwendungskampfe, der jedes Jahr im Monat März beginnt und am Schlusse des Juni endigt und den man die Season nennt, besiegte er den reichsten Engländer. Binnen

wenigen Tagen kannte London seinen Namen so wie sein stolzes und kühnes Gesicht, das man nicht vergessen konnte, wenn man es nur ein einziges Mal gesehen hatte. Ohne sein Wissen und Willen wurde er zum König der Mode proklamirt.

Mit Bewunderung erzählte man sich den sonderbaren Roman seines Lebens. Montalt hatte regelmäßige Schlachten gewonnen und Königreiche erobert. Es fehlte nicht an Leuten, welche die barocken Namen seiner Siege citirten und so den gänzlichen Mangel an Journalen ersetzten, der sich im Reiche des Iman von Mascate fühlbar macht.

Vor seiner kriegerischen Laufbahn sollte er im Innern von Afrika ein einsames und wildes Leben geführt haben. Er hatte die großen Tieger des Sudan erlegt und allein mit den Löwen des Atlas gekämpft.

Er war mit Einem Worte ein Held und sein Ruhm, mochte er nun verdient sein oder nicht, steigerte sich fortwährend. Die Erfindung verband sich mit der Wirklichkeit, um ihm einen seltsamen, romanhaften Ruf zu gründen.

XI.

Der Erebus.

Montalt war schön, jung und von Adel; er besaß im höchsten Grade den Zauber, welchen die Abenteuer verleihen. Dies war genug, aber es war noch nicht Alles. Er besaß außerdem ein Vermögen, das nach der Aussage der Tagesschriftsteller eine ganz ungewöhnliche Höhe erreichte und keineswegs aus den irdischen Gütern bestand, welche in Europa den Reichthum eines Mannes zu bilden pflegen.

Er hatte weder Herrschaften, noch Schlösser, noch Staatspapiere. Sein Reichtum war excentrisch wie er selbst, seine Millionen füllten nur den Raum einer hohlen Hand.

Er besaß eine Dose, deren Inhalt nie Jemand gesehen hatte.

Diese Dose, welche der König Georg villeicht nicht hätte bezahlen können, war von Sandelholz und unregelmäßig mit großen und kleinen Diamanten besetzt.

Auf dem Deckel derselben befanden sich schon mehrere Lücken, denn sobald das Gold in Montalts Kasse zu Ende ging, nahm er einen von den kleinsten Diamanten und verkaufte ihn, wie ein Verschwender nach und nach die einzelnen Güter seines Erbtheils veräußert.

Aber man glaubte, daß Montalt noch genug behielt, um die maßloseste Verschwendungssucht während des längsten Menschenlebens zu ermüden.

Er legte sich daher auch keinen Zwang an. Sein Palast an Portland=Place glich dem eines Fürsten aus Tausend und Einer Nacht. Man sagte, er habe funfzig unschätzbare Pferde im Stalle, eine Armee von Sklaven und ein Serail von funfzig Frauen.

Wir müssen jedoch bemerken, daß dieser letzte Punkt nie vollkommen constatirt worden ist; allein die Sache galt für ein Factum und es kam Niemandem in den Sinn, sie zu bezweifeln.

Denn wessen war Montalt nicht fähig? ...

Mochte dem sein wie ihm wollte, sein Luxus war ohne Beispiel in der Geschichte der britischen Fashion. Die skandalisirten Ladies zogen deshalb nicht wenig über den Nabob her, und sein Harem bildete den Gegenstand der Unterhaltung bei allen Theegesellschaften des reichen Adels und der Gentry von West End.

Funfzig Frauen! asiatische und afrikanische Schönheiten, cirkassische Houris und dazu noch schöne Mäd=

chen aus London und Sylphiden aus Paris, aus Italien und Spanien! die Sammlung war vollständig. Zum Ueberfluß behauptete man noch, daß sich Berry Montalt im Schooße dieses Paradieses zum Sterben langweile.

Welch eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung! welches Vergnügen, wenn man die Geheimnisse dieses blasirten Herzens hätte ergründen können! denn was man wußte, erweckte nur die Begierde, noch mehr zu erfahren.

Die Gerüchte durchkreuzten sich. Einige behaupteten, der Nabob habe ein Herz, das so hart sei wie die Diamanten seiner Sandelholzdose, und er finde ein grausames Vergnügen daran, das Glück eines Weibes zu zerstören. Andere wollten wissen, er liebe ein Aller Augen verborgenes geheimnißvolles Wesen.

Manche hielten ihn für kalt wie einen Antinous von Marmor, Manche für eifersüchtig wie einen Othello ...

Für Alle aber hatte das Geheimniß seines Lebens hinsichtlich des Kapitels der Frauen etwas Schauerliches und Entsetzliches.

Aber es existirte noch ein andres Räthsel. Was konnte alle diese Frauen dazu bewegen, sich in einem freien Lande so einkerkern zu lassen? War es Habgier oder Liebe? ...

Vom moralischen Gesichtspunkte aus betrachtet

war dieser fantastische Luxus empörend, denn Montalt hatte nicht einmal die Religion als Entschuldigung für sein Serail. Er wußte nichts von Mahomed, sondern bekannte sich für einen eben so guten Calvinisten als der Dechant von Saint-Paul.

Ein ganzer Band würde nicht genügen, wollte man alle Albernheiten berichten, welche über den Major Berry Montalt in Umlauf waren. Bald waren es unmäßige Lobsprüche, bald unsinnige Verleumdungen. Hier übertrieb man seine verschwenderische Freigebigkeit, welche das Gold mit vollen Händen ausstreute; dort behauptete man leise, daß ein großes Verbrechen auf seiner Vergangenheit laste und daß sein Reichthum mit Blut befleckt sei. Nach Einigen war er so stolz und zurückhaltend, daß er sich weigerte, seine Hand einem Mitgliede des Oberhauses zu reichen; nach Anderen hatte man ihn in einem Wirthshause bei Coventgarden mit Boxern und Landstreichern Brüderschaft trinken sehen.

Die Eklektiker schlossen, daß dies Alles im Ganzen wahr sei. Montalt war freigebig und sündhaft wie die Räuberhelden des Schauspiels; er war zu gleicher Zeit stolz und ein neugieriger Freund der Vergnügungen des gemeinen Volks. Besuchten Harun-El-Reschid und sein Vezir Giafar früher nicht auch die Kneipen von Bagdad? ... Soviel stand jedoch fest, daß Montalt der sonderbarste aller Nabobs war.

Berry Montalt verließ London, wie er daselbst

angekommen war, das heißt unvermuthet und auf eine glänzende Manier.

Am Tage seiner Ankunft hatte sich sein indischer Palankin, gefolgt von Equipagen, die eines Königs würdig waren, unter einer zahllosen Menge von Zuschauern langsam durch Regent-Street nach seinem Palaste am Portland-Place bewegt.

Am Tage seiner Abreise sah man ihn in seinem prächtigen Wagen, umgeben von seinen berittenen Schwarzen, nach dem Themseufer fahren, wo ihn der von ihm allein gemiethete „Erebus“ erwartete.

Ein Umstand mußte die Glossenmacher, welche so schöne Geschichten über seinen Harem in Umlauf gebracht hatten, ein wenig irre führen. Montalt nahm nur ein einziges weibliches Wesen mit sich, deren Antlitz dicht verschleiert war.

Allein dies bewies im Grunde gar nichts. Wahrscheinlich waren die übrigen Odalisken des Nabobs mit reichen Geschenken verabschiedet worden.

Als die ersten Rauchwolken aus der Esse des „Erebus“ emporstiegen, sah man das Pflaster von London Bridge nicht, so groß war die Menge der neugierigen Zuschauer, und in dem Augenblicke, als das Wasser der Themse unter den ersten Umdrehungen der Räder schäumte, erscholl ein tausendstimmiger Jubel.

Man begrüßte zu gleicher Zeit den ersten Dampfer,

der den Gefahren des Oceans trotzen wollte, und den König der Nabobs.

Nachdem sich Berry Montalt mit seiner Begleiterin unter das auf dem Hintertheile des „Erebus“ errichtete Zelt von Caschemirshawls begeben hatte, setzte sich das Schiff in Bewegung. Man sah noch einige Minuten die schwarze Rauchmähne in den Strahlen der Sonne schimmern; dann verschwand Alles in der Richtung von Greenwich.

London war seines geliebten Nabobs beraubt und wurde wieder eine Beute des Lord Chesterfield, des Marquis von Waterford und der übrigen unglücklichen Aristokraten, die sich mit heroischer Resignation seit Jahrhunderten dazu verurtheilt haben, die Nachtwächter zu prügeln, die Hämmer von den Thüren zu schrauben, sich mit den Kohlenträgern zu boxen und gähnend ganze Tonnen von Xeres zu leeren.. . . .

Achtundvierzig Stunden waren vergangen, seitdem die Matrosen des „Erebus“ die Zwillingsthürme von Westminister aus dem Gesicht verloren und noch kein Unfall hatte die Reise getrübt; ohngeachtet der von einem ersten Versuche unzertrennlichen Aengstlichkeit bei den Manövern, berechtigte Alles zu dem Glauben, daß die Fahrt vollkommen glücklich von Statten gehen und daß der „Erebus“ am folgenden Tage siegreich in den Hafen von Bordeaux einlaufen würde.

Das schöne und ruhige Meer schien diesem neuen

Gaste, der sich seinen Wechselfällen preis gab, heiter zuzulächeln; drei Viertheile der Matrosen gingen müssig und unterhielten sich über den Nabob.

Alles was wir mitgetheilt haben, wurde von den gelehrtesten unter ihnen mit bedeutenden Zusätzen und Variationen erzählt. Montalts Leben, das schon in der Wirklichkeit außerordentlich war, nahm in ihrem Munde eine ganz übernatürliche Färbung an.

Sein männliches Gesicht war in ihren Augen mit einem fantastischen Heiligenschein umgeben, und nach der Ansicht einer Gesellschaft von Matrosen konnte ein solcher Mensch nicht ohne Einfluß auf das Loos des Schiffes sein, das ihn trug.

Einige glaubten fast, daß Berry Montalt ihnen Glück bringen müsse; Andere dagegen warfen kopfschüttelnd einen scheuen Blick auf die beiden Schwarzen aus Madagaskar und sagten:

„Gott schütze uns!“

Ein einziger Matrose auf dem „Erebus“ war fern von allen diesen Gedanken; wir meinen den jungen Mann mit langen Haaren, der beständig von den übrigen getrennt an der Schanzverkleidung lehnte. Er sah nichts von dem, was um ihn her vorging, und ohne das schmerzliche Zucken, welches zuweilen die untere Hälfte seines Gesichts bewegte, hätte man ihn für schlafend halten können.

Die Matrosen, welche das Leben des Nabobs in

eine naive Epopöe kleideten, hatte Berry Montalt noch keines Blicks gewürdigt; auf den jungen Mann aber, der sich nicht um ihn kümmerte, waren seine Augen schon einige Male wie von ohngefähr gefallen.

Es bedurfte gewiß etwas Wichtigeren, um die träge Ruhe des Nabobs zu stören; aber einmal, als er auch den jungen Matrosen ansah, hatte dieser sein langes Haar zurückgeworfen und so die bleichen und traurigen Züge seines Gesichts entblößt.

Montalts Auge belebte sich eine Sekunde lang und ein Schein von Interesse leuchtete unter seiner phlegmatischen Sorglosigkeit hervor.

Rief dieses unbekannte Gesicht eine ferne Erinnerung in sein Gedächtniß zurück? ...

Die Sonne versank in den rosigen Dünsten des Abendhimmels, die Luft war warm und rein. Montalts Auge schweifte bald wieder ziellos umher.

Das Schiff hatte Duessant umsegelt und die Insel Molène zeigte in südöstlicher Richtung ihr felsiges Haupt. Der Nabob stieß das Rohr seiner Pfeife von sich und murmelte mit einer Geberde des Ueberdrusses vor sich hin:

„Wie langweilig! ... und ich finde nichts Neues am Ziele der Reise!“

Sein Kopf sank in die Eiderdunen der Kissen und er schloß die Augen.

„Seïd!“ sagte er bald darauf.

Der Neger, welcher den Fächer hielt, erhob sich und blieb unbeweglich neben dem Gebieter stehen.

„Hole mir Mirza herauf," befahl dieser, ohne die Augen zu öffnen.

Seïd eilte nach der in die Kajüten hinunter führenden Treppe; seine bloßen Füße berührten kaum das glänzende Verdeck.

In dem Augenblicke, als er die Luke erreichte, rief ihn die Stimme des Nabobs von Neuem.

Der Schwarze kehrte gehorsam zurück.

„Was soll ich ihr sagen?" flüsterte Montalt; „ich liebe sie nicht! ... Ach, Die, welche man unglücklich nennt, haben wenigstens einen Wunsch und zuweilen eine Hoffnung!"

Ein schmerzliches Lächeln umspielte seine Lippen, während er hinzusetzte:

„Das Leben ist nichts! ... und was wartet unser nach dem Tode?"

Er öffnete die Augen und sah den Neger, der seiner Befehle harrte.

„Rufe den Kapitain," sagte er zu ihm.

Seïd gehorchte schweigend wie immer.

Der Kapitain erschien mit dem Hute in der Hand.

„Wo sind wir?" fragte ihn Montalt.

„An der Küste von Finistère, Ihrer Herrlichkeit zu dienen," antwortete der Engländer ehrerbietig.

„Die Bretagne!“ grollte Montalt, „immer noch die Bretagne!... Werden wir dieses verhaßte Land denn beständig vor Augen haben?“

Der Kapitain war ein lebenslustiger, sanfter, geduldiger und geselliger Engländer, wie man sie zuweilen, aber nur selten findet, und es war ihm nicht unlieb, mit seinem reichen Passagier ein wenig plaudern zu können.

„Mit der Erlaubniß Ihrer Herrlichkeit,“ antwortete er, „werden wir die Küsten der Bretagne so lange sehen, bis die Dunkelheit hereinbricht, was bald geschehen muß, und morgen laufen wir in die Garonne ein.“

„Das ist noch lange Zeit!“ sagte Montalt.

„O nein... besonders für Ihre Herrlichkeit, welche ganz Afrika durchreis't haben. Es ist überhaupt nicht gewöhnlich, Mylord, daß Jemandem der Anblick der Küsten von Finistère langweilig wird! Seit zehn Jahren mache ich die Fahrt von London nach Bordeaux wöchentlich zweimal mit den alten Segelpacketbooten und stets sind die Passagiere über die Schönheit der Gegend entzückt gewesen. Aber Mylord haben vielleicht ihre Gründe, weshalb Sie die Bretagne nicht gerne sehen...“

Montalt richtete sich mit verfinsterter Stirn empor.

„Die Bretagne!“ wiederholte er, „die Bretagne! ... Es giebt Dinge, welche man verabscheut, ohne sie

zu kennen... ich kann es nicht erwarten, des Anblicks dieser grauen und öden Küste enthoben zu sein, welche der blaue Himmel und die schöne Sonne nicht zu erheitern vermögen."

Er warf einen Blick des tiefsten Hasses nach dem Lande und richtete dann seine Augen wieder auf das Meer, wobei sie dem jungen Matrosen begegneten, der noch immer regungslos an seinem Platze stand.

„Wer ist dieser Bursche dort?" fragte Montalt.

„Es ist der Bretagner," antwortete der Kapitain.

„Schon wieder!" rief der Nabob, dessen Stirn sich noch mehr verfinsterte. „Ja, ja, man findet sie allenthalben, wie die Juden, welche Gott verleugnet haben!"

„Mylord scheinen die Bretagne wirklich nicht leiden zu können," sagte der Kapitain. „Den Helmstock nach der Steuerbordseite!" rief er dem Steuermanne zu, „und Ihr Anderen seht nach dem Feuer!... Wir wollen ein wenig schneller fahren, um Ihrer Herrlichkeit zu gefallen. Der Abendnebel steigt schon nach dem Lande zu auf... in zwanzig Minuten sehen wir nichts mehr als Himmel und Wasser."

Man hörte das Steuerruder knarren und die Esse spie einen noch dickeren Qualm aus. Das Schiff veränderte seine Richtung und hielt auf die hohe See ab.

Aber in dem Augenblicke, als es diese Wendung

machte, ließ sich unter der rechten Schiffswand ein heftiges Krachen vernehmen und Jedermann auf dem Verdeck empfand einen unsanften Stoß. Fast unmittelbar darauf drehte sich der „Erebus“ mit bedeutender Geschwindigkeit um sich selbst; das linke Rad, durch den vermehrten Dampf getrieben, warf das schäumende Wasser empor, das rechte aber stand plötzlich still.

Der „Erebus“ war auf eine der zahlreichen unsichtbaren Klippen gestoßen, mit denen das Meer in der Umgebung von Quessant übersäet ist.

„Stop!“ rief der Kapitain, ohne besondere Angst an den Tag zu legen.

Der Dampf entwich pfeifend durch das Ventil und der „Erebus“ hörte auf sich zu drehen.

„Was giebt es denn?“ fragte Montalt.

„Mit der Erlaubniß Ihrer Herrlichkeit,“ antwortete der Engländer ganz gelassen, „schlagen wir nur noch mit einem Flügel. Unser Steuerbordrad ist zerbrochen und wir werden zu meinem großen Leidwesen gezwungen sein, in den Hafen von Brest einzulaufen.“

„Dem widersetze ich mich!“ entgegnete Montalt in trocknem Tone.

„Mylord,“ versetzte der Kapitain mit einer ehrerbietigen Verbeugung, „das Schiff steht unter meiner Obhut und der Unfall ist dadurch veranlaßt worden, daß ich, um Ihrer Herrlichkeit zu gefallen, eine Wendung machen ließ ...“

„Ich setze nie mehr einen Fuß auf dieses verfluchte Land!“ unterbrach ihn Montalt, dessen Gesicht unter der Bronzefarbe seiner Haut erbleichte; „niemals, so lange ich lebe!“

In seinen eben noch ruhigen und kalten Zügen sprach sich eine ungewöhnliche Aufregung aus.

„Mylord...“ wollte der Kapitain bemerken.

„Ich, den Boden der Bretagne berühren?“ unterbrach ihn Montalt abermals mit gesteigerter Heftigkeit. „Sie wissen also nicht, daß ich ein Todtfeind alles Dessen bin, was einen bretagnischen Namen trägt? ... Während ich das Geld mit vollen Händen ausstreue, könnte ich einen Bretagner auf den Knieen mich um ein Almosen bitten sehen, ohne ihm ein Stück Brot zu reichen! ... ja, ich könnte hier vor meinen Augen einen Bretagner im Meere umkommen sehen, ohne das Mindeste für seine Rettung zu thun!“

Der Kapitain betrachtete Montalt mit Erstaunen. In den Augen kaltblütiger Menschen sind dergleichen plötzliche Zornesausbrüche ohne sichtbare Ursache ein Beweis von großer Schwachheit.

„Setzt die Segel an!“ rief er seinen Matrosen zu. „Vor einem Monate, Mylord,“ sagte er dann zu Montalt, „würde ich Ihnen sicherlich alle diese Unannehmlichkeiten erspart haben, wenn Sie mir die Ehre erzeigt hätten, Sich meines alten Packetbootes zu bedienen; aber man will immer etwas Neues und Besseres

erfinden. Der Erebus ist ein Dampfboot, und so gern ich Ihren Wünschen entsprechen möchte, ist es mir doch unmöglich, ihn unter Segel bis Bordeaux zu führen."

„Als ich den Fuß auf Ihr Schiff setzte," entgegnete Montalt etwas ruhiger, „versprachen Sie mir, daß ich als der Gebieter desselben betrachtet werden sollte ... bis jetzt habe ich noch nicht befohlen ..."

„Ich verbürge mich vor Gott für Ihre und meiner Mannschaft Sicherheit, Mylord," erwiederte der Kapitain.

Der Nabob hatte seinen Kopf in die Polster zurücksinken lassen.

„Wenn ich Ihnen tausend Livres gebe," murmelte er vor sich hin, „würden Sie dann direct nach Bordeaux segeln?"

„Tausend Livres!" wiederholte der Engländer; „wenn die Pest in der Bretagne wüthete, könnte man nicht mehr bieten!"

„Zweitausend Livres!" sagte der Nabob, dessen Augen sich allmählig schlossen.

„Unmöglich, Mylord!"

Montalts Augenbraunen zogen sich ein wenig zusammen und ohne noch ein Wort zu sprechen, entließ er den Kapitain mit einer leichten Handbewegung.

Dann schloß er die Augen ganz und verlangte seine Pfeife. Bald stieg eine duftende Rauchwolke un-

ter dem Caschemirzelte auf und nach einigen Sekunden schien Montalt wieder in seine gewöhnliche träge Ruhe versunken zu sein.

Die beiden Schwarzen knieten neben ihm, um jeden seiner Winke sogleich auszuführen. Seïd hielt das Rohr der Pfeife, während sein Kamerad den Fächer sanft bewegte.

Alle Geisteskräfte des sonderbaren Mannes schienen erstorben zu sein, außer dem tödtlichen Hasse gegen die Bretagne.

Seitdem er den Boden Europa's berührt, war seine gebräunte Stirn nur ein einziges Mal erröthet bei dem Gedanken, den Fuß auf die Küste der Bretagne zu setzen!

Ende des ersten Theils.

